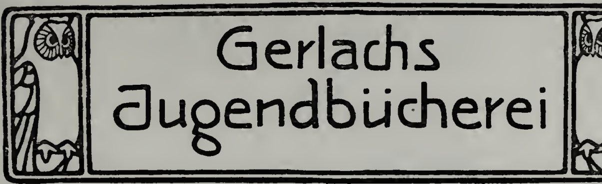

Andersens
Märchen







Andersens Märchen.

Zweiter Teil.

Bilder von Franz Wacik.

Texte gesichtet von Hans Fraungruber.

Verlag von Gerlach & Wiedling.

Wien und Leipzig.



Druck: Christoph Reißer's Söhne, Wien V.



Erste Geschichte,

die von dem Spiegel und den Scherben handelt.

Nun seht, jetzt geht es los. Wenn wir am Ende der Geschichte sind, wissen wir mehr als beim Beginn, denn es war ein böser Zauberer, es war einer der allerschlimmsten, es war der leibhaftige Teufel. Eines Tages war er in der köstlichsten Laune, denn er hatte einen Spiegel vollendet, der die Eigenschaft besaß, alles Gute und Schöne, das sich darin spiegelte, fast zu nichts zusammenschrumpfen zu lassen, während das, was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, recht deutlich hervortrat und noch schlimmer wurde. Die herrlichsten Landschaften sahen darin wie gekochter Spinat aus und die besten Menschen wurden häßlich oder standen ohne Körper auf dem Kopfe. Die Gesichtszüge wurden so verdreht, daß sie unkenntlich waren, und hatte man Sommersprossen, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen,

daß sie über Nase und Mund gingen. Das wäre außerordentlich lustig, meinte der Teufel. Zog nun ein guter, frommer Gedanke durch eines Menschen Seele, dann nahm man ein Grinsen im Spiegel wahr, welches dem Zauberteufel selbst ein Lächeln über seine kunstreiche Erfindung entlockte. Alle, welche die Zauberschule besuchten, denn er hielt eine Zauberschule, erzählten weit und breit, es wäre ein Wunder geschehen. Nun erst meinten sie, könnte man erkennen, wie die Welt und die Menschen wirklich aussehen. Sie liefen mit dem Spiegel umher und zuletzt war weder ein Land noch ein Mensch, die nicht ihr verdrehtes Bild gesehen hätten. Nun wollten sie zuletzt sogar auch noch zum Himmel emporfliegen, um mit den Engeln und dem lieben Gott ihren Spott zu treiben. Je höher sie mit dem Spiegel flogen, desto stärker grinste er, daß sie ihn kaum festhalten konnten. Höher und höher flogen sie, Gott und den Engeln immer näher. Da erbebte der Spiegel in seinem Grinsen so furchtbar, daß er ihren Händen entglitt und auf die Erde hinunterstürzte, wo er in hundert Millionen, Billionen und noch mehr Stücke zerbrach. Aber gerade hienieden richtete er weit größeres Unglück an als zuvor, denn einige Stücke waren kaum so groß als ein Sandkorn, und diese verbreiteten sich über die ganze weite Welt. Wo sie den Leuten in die Augen kamen, da blieben sie sitzen und dann sahen die Menschen alles verkehrt oder hatten nur Augen für das Verkehrte bei einer Sache, denn jedes Spiegelsplitterchen hatte dieselben Kräfte behalten, welche dem ganzen Spiegel eigen waren. Einigen Menschen drang ein solcher Spiegelsplitter sogar in das Herz und dann war es entsetzlich, das Herz wurde förmlich ein Eisklumpen. Einige Scherben waren so groß, daß sie zu Fensterscheiben benutzt wurden, aber durch solche Scheiben verlohnte es nicht seine Freunde zu betrachten. Andere Stücke dienten als Brillengläser, und dann ging es erst recht erbärmlich zu, wenn Leute solche Brillen aufsetzten, um richtig zu sehen und gerecht zu urteilen. Der Böse lachte, daß ihm schier der Bauch hätte platzen mögen, und das kitzelte ihn so behaglich. Aber noch jetzt flogen kleine Glasscherben draußen in der Luft umher. Nun werden wir es hören!



Ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen.

In der großen Stadt, wo es so viele Häuser und Menschen gibt, daß nicht alle Leute hinreichenden Platz für ein Gärtchen haben, und wo sich deshalb die meisten mit Blumen in Blumentöpfen begnügen müssen, da waren doch zwei arme Kinder, die einen etwas größeren Garten als einen Blumentopf besaßen. Sie waren nicht Bruder und Schwester, hatten einander aber ebenso lieb, als ob sie es wären. Ihre Eltern wohnten in unmittelbarster Nachbarschaft. Sie bewohnten zwei Dachkammern, da, wo das Dach des einen Nachbarhauses das des anderen berührte und die Wasserrinne zwischen den Dächern entlang lief. Dort hinaus blickte aus jedem Hause ein Fenster. Man brauchte nur über die Rinne zu schreiten, um von dem einen Fenster nach dem anderen zu gelangen.

Jedes Elternpaar hatte draußen einen hölzernen Kasten angebracht, in welchem die nötigsten Küchenkräuter gezogen wurden. Auch befand sich in jedem Kästchen ein kleiner Rosenstock und beide wuchsen und gediehen herrlich. Nun gerieten die Eltern auf den Gedanken, die Kasten quer über die Rinne so aufzustellen, daß sie fast von dem einen Fenster bis zu dem anderen reichten und sich völlig wie zwei Blumenwälle ausnahmen. Erbsenranken hingen über die Kasten hinunter und die Rosenstöcke trieben lange Zweige, rankten sich um die Fenster, neigten sich einander zu; es glich fast einer Ehrenpforte von Blumen und grünem Laube. Da die Kasten sehr hoch waren und die Kinder wußten, daß sie nicht hinaufklettern durften,

so erhielten sie oftmals die Erlaubnis, zu einander hinauszusteigen, auf ihren kleinen Hutschen unter den Rosen zu sitzen, und dort spielten sie dann prächtig.

Im Winter war ja dies Vergnügen vorüber. Die Fenster waren dann oft ganz zugefroren. Doch dann wärmten sie Kupferdreier auf dem Ofen, hielten sie gegen die gefrorene Scheibe und dann bildete sich dort ein prächtiges Guckloch, so rund, o so rund! dahinter strahlte ein glückliches, sanftes Auge, eines hinter jedem Fenster. Das war der kleine Knabe und das kleine Mädchen. Er hieß Kay und sie hieß Gerda. Im Sommer konnten sie mit einem Sprunge beieinander sein, im Winter mußten sie dagegen die vielen Treppen hinunter und die vielen Treppen hinauf. Draußen wirbelte der Schnee.

„Jetzt schwärmen die weißen Bienen!" sagte die alte Großmutter.

„Haben sie auch eine Bienenkönigin?" fragte der kleine Knabe, denn er wußte, daß sich unter den wirklichen Bienen eine solche befindet.

„Die haben sie!" sagte die Großmutter, „sie fliegt immer dort, wo sie am dichtesten schwärmen. Sie ist die größte von allen Schneeflocken und nie ist sie ruhig auf Erden, sie fliegt gleich wieder zu der schwarzen Wolke empor. Manche Winternacht fliegt sie durch die Straßen der Stadt und guckt zu den Fenstern hinein, und dann gefrieren diese so wunderbar, als wären sie mit Blumen besäet."

„Ja, das habe ich gesehen!" riefen beide Kinder, und nun wußten sie, daß es die Wahrheit wäre.

„Kann die Schneekönigin hereinkommen?" fragte das kleine Mädchen.

„Laß sie nur kommen", sagte der Knabe, „dann setze ich sie auf den warmen Kachelofen und sie muß zerschmelzen!"

Aber die Großmutter strich ihm das Haar glatt und erzählte andere Geschichten.

Des Abends, als der kleine Kay zu Hause und halb ausgezogen war, kletterte er auf die Stühle am Fenster und guckte zu dem kleinen Loche heraus. Ein paar Schneeflocken fielen draußen und eine derselben, die allergrößte,





blieb auf dem Rande des einen Blumenkastens hängen. Die Schneeflocke wuchs und wuchs, bis sie sich zuletzt in eine vollständige Frau verwandelte, in den feinsten weißen Flor gehüllt, der wie von Millionen sternartiger Flocken zusammengesetzt war. Sie war schön und fein, aber von Eis, dem blendenden, blinkenden Eis, doch war sie lebendig. Die Augen funkelten wie zwei helle Sterne, aber unstet rollten sie umher ohne Ruh und Rast. Sie nickte nach dem Fenster zu und winkte mit der Hand. Der kleine Knabe erschrak und sprang vom Stuhle hinunter. Da war es, als flöge ein großer Vogel draußen am Fenster vorüber.

Am folgenden Tage wurde klares Frostwetter — — und dann begann es zu tauen, der Lenz hielt seinen Einzug, die Sonne schien, die Spitzen der Grashälmchen sproßten hervor, die Schwalben bauten Nester, die Fenster wurden geöffnet und die kleinen Kinder saßen wieder in ihrem Gärtchen hoch oben in der Dachrinne über allen Stockwerken.

Die Rosen blühten in diesem Sommer unvergleichlich schön. Das kleine Mädchen hatte ein Lied gelernt, in welchem auch der Rosen gedacht wurde, und bei den Rosen kamen ihr ihre eigenen in den Sinn; und sie sang es dem kleinen Knaben vor und er sang mit:

„Ich liebe die Rosen in all ihrer Pracht,
Doch mehr noch den Heiland, der selig uns macht!"

Und die Kleinen hielten einander bei den Händen, küßten die Rosen und schauten in Gottes klaren Sonnenschein hinein und redeten ihn an, als ob das Jesuskind da wäre. Wie herrliche Sommertage das waren, wie erquickend das war, draußen zu sein bei den frischen Rosenstöcken, die mit dem Blühen schienen nie aufhören zu wollen!

Kay und Gerda saßen und sahen sich das Bilderbuch mit den vielen Tieren und Vögeln an, da war es — die Uhr auf dem großen Kirchturme schlug gerade fünf — daß Kay sagte: „Au! es ging mir wie ein Stich durch das Herz! Und jetzt ist mir etwas ins Auge geflogen!"



Das kleine Mädchen faßte ihn um den Hals; er blinzelte mit den Augen: nein, es war durchaus nichts zu sehen.

„Ich denke, es ist fort!" sagte er, aber fort war es nicht. Es war gerade einer von diesen Glassplittern, die von dem Spiegel abgesprungen waren, dem Zauberspiegel, wir entsinnen uns desselben wohl noch, der bewirkte, daß alles Große und Gute, daß sich darin abspiegelte, klein und häßlich wurde und jeder Fehler an einer Sache sich sofort bemerkbar machte. Der arme Kay, ihm war ein solches Splitterchen auch gerade in das Herz eingedrungen. Das sollte nun bald wie ein Eisklumpen werden. Nun tat es zwar nicht mehr wehe, aber da war es.

„Weshalb weinst du?" fragte er. „So siehst du häßlich aus. Mir fehlt ja durchaus nichts! Pfui!" rief er plötzlich aus, „die Rose da ist ja vom Wurme angefressen! Und sieh, jene ist gar nicht gerade gewachsen. Das sind eigentlich recht häßliche Rosen. Sie sind eben so garstig wie die Kasten, in denen sie stehen!" Und dann stieß er heftig mit dem Fuße gegen den Kasten und riß die beiden Rosen ab.

„Kay, was tust du!" rief das kleine Mädchen; und als er ihr heftiges Erschrecken bemerkte, riß er noch eine Rose ab und sprang dann in sein Fenster hinein und verließ die kleine freundliche Gerda.

Wenn sie später mit dem Bilderbuche kam, meinte er, das wäre nur für Säuglinge; und erzählte die Großmutter Geschichten, so kam er regelmäßig mit einem Aber dazwischen: ja, konnte er es heimlich bewerkstelligen, dann schlich er sich hinter ihr her, setzte eine Brille auf und ahmte ihre Stimme nach. Das machte er so täuschend, daß die Leute über ihn lachten. Er konnte bald allen Leuten in der ganzen Straße ihre Redeweise und Gangart nachahmen. Alles Sonderbare und Unschöne wußte Kay treffend zu kopieren und die Leute sagten: „Der Junge hat vorzügliche Anlagen!" Aber daran war das Glas schuld, welches ihm in die Augen geflogen war,



das Glas, welches ihm in dem Herzen saß. Daher kam es, daß er sogar die kleine Gerda neckte, die ihn von ganzer Seele lieb hatte.

Seine Spiele nahmen jetzt einen ganz anderen Charakter an, sie wurden mehr verständig. An einem Wintertage, als Schneegestöber eingetreten war, kam er mit einem Vergrößerungsglase, hielt seinen blauen Rockzipfel hinaus und ließ die Schneeflocken darauf fallen.

„Sieh nun einmal in das Glas, Gerda!" sagte er und jede Schneeflocke wurde ungleich größer und nahm sich wie eine prächtige Blume oder ein zackiger Stern aus. Es gewährte einen herrlichen Anblick.

„Siehst du, wie kunstreich!" rief Kay aus; „das bietet weit mehr Vergnügen und Stoff zum Nachdenken dar als die wirklichen Blumen! Auch ist kein einziger Fehler an ihnen, sie sind ganz regelmäßig; wenn sie nur nicht schmelzen würden!"

Nicht lange darauf kam Kay mit großen Fausthandschuhen und seinem Schlitten auf dem Rücken. Er flüsterte Gerda in die Ohren: „Ich habe Erlaubnis bekommen, auf den großen Platz zu fahren, wo die anderen spielen!" und fort war er.

Dort auf dem Platze banden mitunter die keckſten Knaben ihre Schlitten an die Bauernwagen und fuhren dann eine tüchtige Strecke mit. Das ging gerade recht lustig. Als das Spiel im vollen Gange war, kam ein großer, weiß angestrichener Schlitten. Eine Person saß in demselben, die in einen weißen, rauhen Pelz eingehüllt und mit einer weißen Pelzmütze bedeckt war. Der Schlitten fuhr zweimal um den Platz und Kay gelang es, seinen kleinen Schlitten an denselben festzubinden, und nun fuhr er mit. Rascher und immer rascher ging es gerade in die nächste Straße hinein. Der Führer des Schlittens wandte den Kopf und nickte ihm so freundlich zu, als ob sie miteinander bekannt wären. So oft Kay seinen kleinen Schlitten abbinden wollte, nickte die Person abermals und dann blieb Kay sitzen; sie fuhren gerade zum Stadttore hinaus. Da wurde das Schneegestöber so heftig, daß der kleine Knabe nicht die Hand vor den Augen mehr erkennen konnte, während er gleichwohl weiter fuhr. Da ließ er endlich den Strick fallen,

um sich von dem großen Schlitten loszumachen, aber es half nichts, sein kleines Fuhrwerk hing fest und es ging mit Windeseile. Da rief er ganz laut, aber niemand hörte ihn und der Schnee wirbelte und der Schlitten flog vorwärts. Mitunter gab es einen Stoß, als ob man über Gräben und Hecken führe. Er war ganz entsetzt, wollte sein Vaterunser beten, konnte sich aber nur auf das große Einmaleins besinnen.

Die Schneeflocken wurden größer und größer, zuletzt sahen sie wie große weiße Hühner aus. Plötzlich sprangen die Pferde zur Seite, der Schlitten hielt und die Person, welche ihn fuhr, erhob sich; Pelz und Mütze waren von lauter Schnee. Es war eine Dame, hoch und schlank, blendend weiß, es war die Schneekönigin.

„Wir sind wacker vorwärts gekommen", sagte sie. „Aber ist das etwa ein Wetter zum Frieren? Komm, krieche mit in meinen Bärenpelz hinein!" und sie setzte ihn in den Schlitten an ihre Seite und schlug den Pelz um ihn, daß es ihm vorkam, als versänke er in einen Schneehaufen.

„Frierst du noch?" fragte sie und küßte ihn dann auf die Stirn. Huh, das war noch kälter als Eis, das ging ihm gleich bis ans Herz, welches ja so schon halb und halb ein Eisklumpen war. Ihm war zumute, als sollte er sterben; — aber nur einen Augenblick, dann tat es ihm gerade gut. Er empfand nichts mehr von der Kälte um sich.

„Meinen Schlitten! Vergiß meinen Schlitten nicht!" Dessen erinnerte er sich zuerst. Er wurde auch auf eines der weißen Hühner gebunden, welches mit dem Schlitten auf dem Rücken hinterher flog. Die Schneekönigin küßte Kay noch einmal und dann hatte er die kleine Gerda und die Großmutter und alle daheim vergessen.

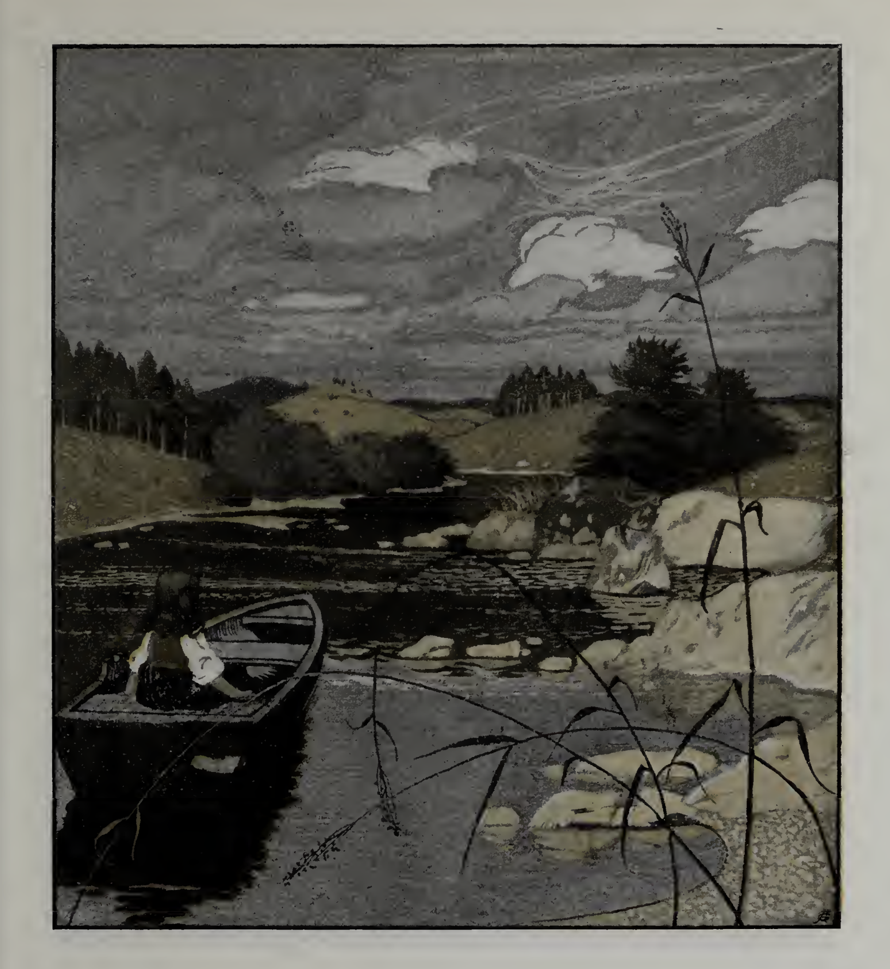
„Nun bekommst du keine Küsse mehr!" sagte sie, „denn sonst küßte ich dich tot!"

Kay betrachtete sie, sie war schön, ein klügeres, anmutigeres Antlitz konnte er sich nicht vorstellen. Jetzt kam sie ihm nicht wie ein Gebilde von Eis vor wie damals, als sie draußen vor dem Fenster saß und ihm winkte. In seinen Augen war sie ein vollkommenes Wesen. Er fühlte durchaus



keine Furcht vor ihr, erzählte ihr, daß er im Kopfe rechnen könnte und sogar mit Brüchen, er wüßte die Quadratmeilen und die Einwohnerzahl des Landes und sie lächelte zu allem. Da schien es ihm, als wäre, was er wüßte, doch noch nicht hinlänglich, und er schaute empor zu dem großen, großen Luftraum und sie flog mit ihm, flog hoch hinauf zu der schwarzen Wolke und der Sturm sauste und brauste, als sänge er alte Lieder. Sie flogen über Wälder und Seen, über Meere und Länder. Unten in der Tiefe sauste der kalte Wind, heulten die Wölfe, flimmerte der Schnee und über denselben flogen die schwarzen schreienden Krähen hinweg, aber über ihnen glänzte der Mond groß und klar und zu ihm schaute Kay auf, die lange, lange Winternacht hindurch. Am Tage schlief er zu den Füßen der Schneekönigin.







Der Blumengarten der Frau, die zaubern konnte.

Aber was wurde aus der kleinen Gerda, als Kay nicht wiederkam? Wo in aller Welt befand er sich doch? — Niemand wußte es, niemand konnte Auskunft erteilen. Die Knaben erzählten nur, daß sie gesehen, wie er seinen kleinen Schlitten an einen großen und prächtigen angebunden hätte, der in die Straßen hinein- und dann zum Stadttore hinausgefahren wäre. Niemand wußte, wo er war; viele Tränen flossen, die kleine Gerda weinte bitterlich und lange. Dann hieß es, er wäre tot, er wäre in dem Flusse ertrunken, der nahe bei der Stadt vorbeifloß. O, es waren recht lange, dunkle Wintertage.

Jetzt erschien der Lenz mit wärmerem Sonnenscheine.

„Kay ist tot und fort! sagte die kleine Gerda.

„Das glaube ich nicht!" sagte der Sonnenschein.

„Er ist tot und fort!" sagte sie zu den Schwalben.

„Das glauben wir nicht!" entgegneten dieselben und endlich glaubte die kleine Gerda es auch nicht mehr.

„Ich will meine neuen roten Schuhe anziehen!" sagte sie eines Morgens, „diejenigen, welche Kay noch nie gesehen hat, und dann will ich zum Flusse hinuntergehen und mich bei diesem erkundigen!"

Noch war es ganz früh, als sie sich erhob, die alte Großmutter küßte, die roten Schuhe anzog und dann ganz allein zum Tore hinaus nach dem Flusse ging.



„Ist es wahr, daß du mir meinen kleinen Spielkameraden genommen hast? Ich will dir meine roten Schuhe schenken, wenn du mir ihn wiedergeben willst!“

Es kam ihr vor, als ob die Wellen ihr so eigentümlich zunickten. Dann nahm sie ihre roten Schuhe, das Liebste, was sie besaß, und warf sie beide in den Fluß, aber sie fielen dicht an das Ufer und die kleinen Wellen trugen sie wieder zu ihr an das Land, als wollte der Fluß sie ihres liebsten Eigentums nicht berauben, zumal er ja den kleinen Kay nicht hatte. Nun aber glaubte sie, daß sie die Schuhe nicht weit genug hinausgeworfen hätte, und kletterte deshalb in ein Boot, welches im Schilfe lag. Sie ging bis an das äußerste Ende und warf die Schuhe von neuem in die Wellen. Das Boot war jedoch nicht befestigt und bei der Bewegung, welche sie machte, glitt es vom Lande ab. Sie bemerkte es zwar und beeilte sich zurückzukommen, aber ehe es ihr gelang, war das Boot schon über eine Elle vom Ufer und nun glitt es rascher den Fluß abwärts.

Da erschrak die kleine Gerda gewaltig und begann zu weinen, allein nur die Sperlinge hörten sie und diese konnten sie nicht ans Land tragen, aber sie flogen das Ufer entlang und zwitscherten, als wollten sie sie trösten: „Hier sind wir! Hier sind wir!“ Das Boot trieb mit dem Strome; die kleine Gerda saß ganz still in bloßen Strümpfen. Ihre kleinen roten Schuhe schwammen hinterher, konnten das Boot jedoch nicht erreichen, da dasselbe schneller vom Strome fortgerissen wurde.

Lieblich war es an beiden Ufern; prächtige Blumen, alte Bäume und die Abhänge mit Schafen und Kühen belebt, aber nicht ein Mensch war zu sehen.

„Vielleicht trägt mich der Fluß zum kleinen Kay hin!“ dachte Gerda und da wurde sie besserer Laune, sie erhob sich und betrachtete viele Stunden lang die schönen grünen Ufer. Dann fuhr sie an einem großen Kirschgarten vorüber, in welchem ein Häuschen mit merkwürdig roten und blauen Fenstern stand; übrigens war es mit Stroh gedeckt und draußen standen zwei hölzerne Soldaten, welche vor der Vorübersegelnden das Gewehr schulterten.



Gerda rief sie an; sie hielt sie für lebendig, aber sie antworteten natürlich nicht; sie kam ihnen ganz nahe, die Strömung trieb das Boot gerade auf das Land zu.

Gerda rief noch lauter und da trat aus dem Hause eine alte, alte Frau, die sich auf einen Krückstock stützte. Um sich gegen die Sonne zu schützen, hatte sie einen großen Hut auf, der mit den schönsten Blumen bemalt war.

„Du liebes, armes Kind!" sagte die alte Frau, „wie bist du auf den großen, starken Strom gekommen und so fern in die weite Welt hinausgetrieben!?" Darauf ging die alte Frau bis an den Rand des Wassers, zog das Boot mit ihrem Krückstock an das Land und hob die kleine Gerda heraus.

Obgleich Gerda froh war, auf das Trockene zu kommen, fürchtete sie sich doch ein wenig vor der fremden alten Frau.

„Komme doch und erzähle mir, wer du bist und wie du hierher kommst!" sagte sie.

Gerda erzählte ihr alles und die Alte schüttelte den Kopf und sagte: „Hm, hm!" Und als ihr Gerda alles gesagt und sie gefragt hatte, ob sie nicht den kleinen Kay gesehen hätte, erwiderte die Frau, er wäre nicht vorübergekommen, doch käme er wohl noch, sie möchte nur nicht betrübt sein, sondern ihre Kirschen kosten, sich ihre Blumen ansehen, die schöner als irgend ein Bilderbuch wären, da jede eine ganze Geschichte erzählen könnte. Dann nahm sie Gerda bei der Hand, ging mit ihr in das kleine Häuschen und schloß die Türe zu.

Die Fenster waren sehr hoch angebracht und die Scheiben waren rot, blau und gelb. Das Tageslicht fiel ganz eigentümlich herein, aber auf



dem Tische standen die köstlichsten Kirschen und Gerda aß nach Herzenslust davon, weil sie die Erlaubnis dazu erhalten hatte. Während sie aß, kämmte ihr die alte Frau das Haar mit einem goldenen Kamme und das Haar ringelte sich und schimmerte goldig um ihr liebes, freundliches Gesichtchen, welches rund war und wie eine Rose blühte.

„Nach einem so holden kleinen Mädchen habe ich mich schon lange gesehnt!“ sagte die Alte. „Du wirst nun sehen, wie gut wir uns gegenseitig gefallen werden!“ Und je länger sie das Haar der kleinen Gerda kämmte, destomehr vergaß dieselbe ihren Pflegebruder Kay, denn die alte Frau konnte zaubern, aber eine böse Zauberin war sie nicht. Sie zauberte nur ein wenig zu ihrem Vergnügen und wollte die kleine Gerda gern behalten. Deshalb ging sie in den Garten hinaus, streckte ihren Krückstock über alle Rosenstöcke aus, und wie herrlich sie auch noch soeben blühten, versanken sie doch alle in die schwarze Erde, ohne daß man wahrnehmen konnte, wo sie gestanden hatten. Die Alte befürchtete, daß Gerda beim Anblick der Rosen ihrer eigenen gedenken, sich dadurch des kleinen Kay erinnern und dann davonlaufen würde.

Jetzt führte sie Gerda in den Blumengarten hinaus. Welch ein Duft, welch eine Pracht herrschte hier! Alle erdenklichen Blumen, und zwar für jede Jahreszeit, standen hier in üppigstem Flor. Kein Bilderbuch konnte farbenreicher und schöner sein. Gerda hüpfte vor Freude und spielte, bis die Sonne hinter den hohen Kirschbäumen unterging. Dann bekam sie ein hübsches Bett mit rotseidenen Kissen, die mit blauen Veilchen gestopft waren, und schlief und träumte so herrlich wie eine Königin an ihrem Hochzeitstage.

Am nächsten Tage durfte sie wieder mit den Blumen in dem warmen Sonnenscheine spielen — und so ging es viele Tage. Gerda kannte jede Blume,



aber wie viele auch vorhanden waren, so kam es ihr doch vor, als ob eine darunter fehlte, nur wußte sie nicht welche. Da sitzt sie eines Tages und betrachtet den Sonnenhut der alten Frau mit den gemalten Blumen und gerade die schönste darunter war eine Rose. Die Alte hatte vergessen, diese von dem Hute zu entfernen, als sie die anderen in die Erde versinken ließ. So geht es aber, wenn man seine Gedanken nicht immer beisammen hat! — „Was!" sagte Gerda, „gibt es hier keine Rosen?" und sprang zwischen die Beete, suchte und suchte, aber da waren keine zu finden. Da setzte sie sich hin und weinte; aber ihre heißen Tränen fielen gerade auf eine Stelle, wo ein Rosenstock versunken war, und als die warmen Tränen die Erde benetzten, da schoß plötzlich der Stock ebenso blühend, wie er versunken war, empor und Gerda umarmte ihn, küßte die Rosen und gedachte der hübschen Rosen daheim; und dabei kam ihr auch der kleine Kay wieder in den Sinn.

„O wieviel Zeit habe ich durch diese Verzögerung verloren!" sagte das kleine Mädchen. „Ich wollte ja Kay suchen! — Wißt ihr nicht, wo er ist!" fragte sie die Rosen. „Glaubt ihr, daß er tot und fort ist?"

„Tot ist er nicht!" sagten die Rosen. „Wir sind ja in der Erde gewesen, wo alle Toten sind, aber dort war Kay nicht!"

„Dank, tausend Dank' erwiderte die kleine Gerda und ging zu den anderen Blumen, schaute in ihren Kelch und fragte: „Wißt ihr nicht, wo der kleine Kay ist?"

Aber jede Blume stand in der Sonne und träumte ihr eigenes Märchen oder Geschichtchen. Von diesen vernahm die kleine Gerda viele, viele, aber keine wußte etwas von Kay.

Und was sagte denn die Feuerlilie?

„Hörst du die Trommel: Bum, bum! Es sind nur zwei Töne, immer bum, bum! Höre der Weiber Trauergesang! Höre den Ruf der Priester! — In seinem langen, roten Gewande steht das Hinduweib auf dem Scheiterhaufen, gierig züngeln die Flammen um die Frau und ihren toten Mann in die Höhe. Aber die Hindufrau denkt an den Lebenden hier im Kreise, an ihn, dessen Augen heißer als die Flammen brannten, an ihn, dessen Augenfeuer näher an ihr Herz dringt als die Flammen, die bald ihren Körper in Asche verwandeln werden. Kann die Flamme des Herzens in den Flammen des Scheiterhaufens ersterben?"

„Das ist mir ganz unverständlich!" sagte die kleine Gerda.

„So lautet mein Märchen!" sagte die Feuerlilie.

Was sagt die Winde?



„Hinaus über den schmalen Feldweg hängt eine alte Ritterburg. Dichtes Immergrün rankt sich um die alten roten Mauern in die Höhe, Blatt an Blatt, über den Altan hin und auf demselben steht ein schönes Mädchen. Sie beugt sich über das Geländer hinüber und schaut auf den Weg hinunter. Keine Rose hängt frischer an den Zweigen als sie; keine Apfelblüte, die der Wind dem Baume entführt, schwebt leichter dahin als sie. Wie rauscht ihr kostbares Seidengewand! Kommt er noch nicht?"

„Meinst du Kay?" fragte die kleine Gerda.

„Ich rede nur von meinem Märchen, von meinem Traume", entgegnete die Winde.



Was sagt das Schneeglöckchen?

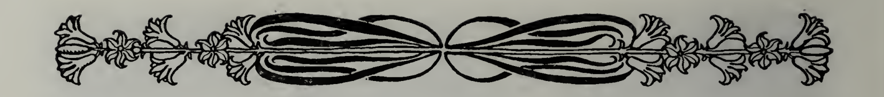
„Zwischen den Bäumen hängt an Seilen ein langes Brett, es ist eine Schaukel; zwei niedliche kleine Mädchen — ihre Kleider sind weiß wie Schnee, lange, grüne, seidene Bänder flattern von den Hüten — sitzen darauf und schaukeln sich. Der Bruder, der größer ist als sie, steht auf der Schaukel, er hat den Arm um das eine Seil geschlungen, um sich zu halten, denn in der einen Hand trägt er eine kleine Schale, in der anderen eine Tonpfeife, er macht Seifenblasen. Die Schaukel geht und die Blasen fliegen mit hübschen wechselnden Farben. Die letzte hängt noch am Pfeifenstiele und wiegt sich im Winde; die Schaukel geht. Das schwarze Hündchen, leicht wie die Blasen, richtet sich auf den Hinterfüßen in die Höhe und will mit auf die Schaukel. Sie fliegt zurück, der Hund fällt, bellt und ist ärgerlich. Er wird geneckt, die Blasen platzen, — ein schaukelndes Brett, ein zerspringendes Schaumbild ist mein Gesang!"

„Das mag wohl hüsch sein, was du erzählst, aber du sagst es so traurig und erwähnst auch des kleinen Kay gar nicht!"

Was berichten die Hyazinthen?

„Es waren drei schöne Schwestern, durchsichtig und fein! das Gewand der





einen war rot, das der anderen blau und das der dritten ganz weiß. Hand in Hand tanzten sie an dem stillen See im klaren Mondscheine. Es waren nicht Elfen, es waren Menschenkinder. Dort duftete es so süß und die Mädchen verschwanden im Walde. Der Duft wurde stärker, — drei Särge, in welchen die schönen Mädchen lagen, glitten aus dem Dickicht des Waldes hin über den See. Glühwürmchen flogen leuchtend rings umher, wie kleine schwebende Lichter. Schlafen die tanzenden Mädchen oder sind sie tot? — Der Blumenduft sagt, es seien Leichen. Die Abendglocke läutet über Tote!"

„Du machst mich ganz traurig!" sagte die kleine Gerda. „Du duftest so stark; ich muß an die toten Mädchen denken! Ach, ist denn wirklich der kleine Kay tot? Die Rosen sind unten in der Erde gewesen und sie sagen: nein!"

„Klingklang!" läuteten die Hyazinthenglocken. „Wir läuten nicht über den kleinen Kay, welchen wir gar nicht kennen! Wir singen nur unser Lied, das einzige, welches wir wissen!"

Und Gerda ging zur Butterblume, welche zwischen ihren grünen Blättern hervorleuchtete.





„Du bist eine kleine strahlende Sonne!“ redete Gerda dieselbe an. „Sage mir, ob du weißt, wo ich meinen Schulkameraden finden kann?“

Und die Butterblume leuchtete so schön und sah Gerda wieder an. Welches Lied konnte die Butterblume wohl singen? Auch ihr Gesang ertönte nicht für Kay.

„In einen kleinen Hof schien am ersten Frühlingstage die liebe Sonne gar warm hinein; die Strahlen glitten an des Nachbarhauses weißen Wänden hinunter, dicht dabei entfaltete sich die erste gelbe Blume und leuchtete goldig in den warmen Sonnenstrahlen. Die alte Großmutter saß draußen in ihrem Stuhle; die Enkelin, eine arme, schöne Dienstmagd, kam von einem kurzen Besuche nach Hause zurück. Sie küßte die Großmutter. Da war Gold, Herzensgold in diesem glücklichen, seligen Kusse, Gold im Munde, Gold im Grunde, Gold hier in der Morgenstunde. Sieh, das ist meine kleine Geschichte!“ sagte die Butterblume.

„Meine alte, arme Großmutter! seufzte Gerda. „Ja, sie sehnt sich gewiß nach mir, ist betrübt um meinetwillen, wie sie es über den kleinen Kay war. Aber ich komme wieder heim und dann bringe ich Kay mit.





Es ist vergebens, daß ich die Blumen frage, sie wissen nür ihr eigenes Lied, sie erteilen mir keine Auskunft!“ Und dann schürzte sie ihr Röckchen, um schneller laufen zu können. Aber die Narzisse schlug ihr über das Bein, während sie über dieselbe hinwegsprang. Da blieb sie stehen, betrachtete die leere Blume und fragte: „Weißt du vielleicht etwas?“ und sie neigte sich ganz zu derselben hinab. Und was sagte sie?

„Ich kann mich selbst sehen, ich kann mich selbst sehen!“ plauderte die Narzisse. „O, o, wie ich dufte! Oben in dem Dachkämmerlein steht halb angekleidet eine kleine Tänzerin; bald steht sie auf einem Beine, bald auf beiden, die ganze Welt stößt sie mit Füßen fort, aber es ist nichts als Blendwerk. Sie gießt Wasser aus der Teekanne auf ein Stückchen Zeug,

welches sie hält; es ist ihr Schnürleibchen! Ja, ja, Reinlichkeit ist das halbe Leben! Das weiße Kleid, das dort am Haken hängt, ist auch in der Teekanne gewaschen und auf dem Dache getrocknet. Wenn sie es anzieht, bindet sie das safrangelbe Tuch um den Hals, dann scheint das Kleid weißer. Hoch das Bein! Sieh, wie sie sich auf einem Stiele bläht! Ich kann mich selbst sehen! Ich kann mich selbst sehen!"

„Das ist mir ganz gleichgültig!" sagte Gerda, „das ist wohl keine passende Erzählung für mich!" Und dann lief sie bis an den Rand des Gartens.

Die Türe war zwar verschlossen, doch drückte sie auf die verrostete Klinke, bis sie nachgab und die Türe aufsprang, und nun lief die kleine Gerda barfuß in die weite Welt hinaus. Dreimal schaute sie zurück, aber niemand verfolgte sie. Endlich konnte sie nicht mehr gehen und setzte sich auf einen großen Stein. Als sie nun um sich schaute, war der Sommer vorbei; es war Spätherbst, was man in dem schönen Garten, wo fortwährend Sonnenschein herrschte und Blumen aller Jahreszeiten standen, gar nicht hatte wahrnehmen können.

„Gott, wieviel Zeit habe ich versäumt!" sagte die kleine Gerda. „Es ist ja Herbst geworden, da darf ich nicht rasten!" und sie erhob sich, um weiter zu gehen.

O, wie wund und müde ihre kleinen Füße waren und wie kalt und rauh es rings umher aussah! Die langen Weidenblätter waren gelb und in großen Tropfen träufelte der Tau herab. Ein Blatt nach dem anderen fiel ab, nur der Schlehendorn trug noch Früchte, die freilich herb genug waren und den Mund zusammenzogen. O, wie grau und schwer es in der weiten Welt doch war!





Prinz und Prinzessin.

Gerda mußte sich wieder ausruhen. Da hüpfte dort auf dem Schnee, ihrem Ruheplätzchen unmittelbar gegenüber, eine große Krähe, die schon dagesessen, sie aufmerksam angeschaut und mit dem Kopfe gewackelt hatte. Nun sagte sie: „Kra, kra! — gut' Tag, gut' Tag!" Besser konnte sie es nicht aussprechen, aber trotzdem meinte sie es mit dem kleinen Mädchen sehr gut und fragte, wohin sie so allein in die weite Welt hinausginge. Das Wort „allein" verstand Gerda nur zu wohl und fühlte den ganzen Inhalt desselben gar tief, und dann erzählte sie der Krähe ihr ganzes Leben und Schicksal und fragte, ob sie Kay nicht gesehen hätte.

Und die Krähe nickte ganz bedächtig und sagte: „Es könnte sein, es könnte sein!"

„Wie? Glaubst du?" rief das kleine Mädchen und küßte die Krähe so ungestüm, daß sie dieselbe fast totgedrückt hätte.

„Vernünftig, vernünftig!" entgegnete die Krähe. „Ich denke, es wird der kleine Kay sein! Aber jetzt hat er dich gewiß über die Prinzessin vergessen!"

„Wohnt er bei einer Prinzessin?" fragte Gerda.

„Ja höre!" versetzte die Krähe, „aber es macht mir Mühe, deine Sprache zu reden. Allein, wenn du die Krähensprache verstehst, dann kann ich besser erzählen!"

„Nein, die habe ich nicht gelernt!“ sagte Gerda, „doch die Großmutter konnte sie ebenso geläufig wie die Räubersprache der Kinder reden! Hätte ich sie nur gelernt!“

„Tut nichts!“ sagte die Krähe, „ich werde erzählen, so gut ich kann, aber schlimm wird es freilich werden,“ und dann erzählte sie, was sie wußte.

In dem Königreiche, in welchem wir hier sitzen, wohnt eine ungeheuer kluge Prinzessin; sie hat dafür aber auch alle Zeitungen, die es in der Welt gibt, gelesen und wieder vergessen, so klug ist sie. Jüngst sitzt sie auf dem Throne, was bekanntermaßen gar nicht so unterhaltend ist, als sie unwillkürlich das Lied vor sich hersummt: ‚Warum sollt' ich mich denn nicht vermählen?‘ ‚Höre, da liegt viel Wahrheit darin!‘ denkt sie, und sofort ist sie entschlossen, sich zu verheiraten. Sie wollte jedoch einen Mann haben, der zu antworten verstand, wenn man ihn anredete, einen, der nicht nur dastand und vornehm aussah, denn das ist höchst langweilig. Nun ließ sie alle Hofdamen zusammentrommeln, und als diese ihre Willensmeinung vernahmen, wurden sie sehr froh. ‚So hab ich's gern!‘ rief eine jede, ‚daran hab' ich neulich auch schon gedacht!‘ — Du kannst glauben, daß jedes Wort, was ich sage, die lautere Wahrheit ist!“ unterbrach die Krähe ihre Erzählung. „Ich habe eine zahme Freundin, die frei im Schlosse umhergeht, und sie hat mir alles erzählt!“

Selbstverständlich war seine Freundin auch eine Krähe, denn jede Krähe sucht ihresgleichen und das ist immer eine Krähe.

„Die Zeitungen erschienen sofort mit einem Rande von Herzen und den Namenszügen der Prinzessin. Männiglich konnte darin schwarz auf weiß lesen, daß es einem jeden jungen Manne von hübschem Äußeren frei stände, auf das Schloß zu kommen und mit der Prinzessin zu sprechen; und den, welcher so zu reden verstände, daß er sich trotz des ihn umgebenden Glanzes unbefangen äußerte und zugleich am besten spräche, den wollte die Prinzessin zum Manne nehmen! — Ja, ja!“ sagte die Krähe, „du kannst es mir glauben, es ist so wahr, wie ich hier sitze. Die Leute strömten herzu, da war ein Gedränge und ein Gelaufe, aber dennoch glückte es niemand,

weder den ersten noch den zweiten Tag. Wenn sie draußen auf der Straße waren, konnten alle vortrefflich plaudern, sobald sie aber zum Schloßportale hereintraten und die silberstrotzenden Leibwächter und die Treppen hinauf die Diener in Gold und die erleuchteten Säle erblickten, dann wurden sie verwirrt. Standen sie nun vor dem Throne, auf welchem die Prinzessin saß, so vermochten sie nur ihr letztes Wort nachzusprechen und diese bloße Wiederholung flößte ihr keine Teilnahme ein. Die Leute waren so befangen, daß sie fast eine Ohnmacht anwandelte, bis sie wieder auf die Straße hinauskamen; dann begann das Geplapper von neuem. In ganzen Reihen standen sie vom Stadttore bis zum Schlosse. Ich war selbst drinnen, um es mitanzusehen!" versicherte die Krähe. „Sie wurden hungrig und durstig, doch wurde ihnen im Schlosse nicht einmal ein Trunk abgestandenen Wassers gereicht. Zwar hatten sich einige der Klügsten mit Butterbrot versehen, aber sie teilten es mit ihrem Nachbar nicht. Sie dachten: ‚Laßt ihn nur hungrig aussehen, dann nimmt ihn die Prinzessin nicht!'"

„Aber Kay, der kleine Kay!" fragte Gerda. „Wann kam er? Befand er sich unter der Menge?"

„Eile mit Weile! nun sind wir gerade bei ihm! Am dritten Tage kam eine kleine Person, ohne Pferde oder Wagen, ganz lustig und guter Dinge gerade auf das Schloß hinaufspaziert. Seine Augen blitzten wie deine, er hatte prächtiges langes Haar, aber sonst ärmliche Kleider."

„Das war Kay!" jubelte Gerda. „O, dann habe ich ihn gefunden!" und dabei klatschte sie in die Hände.

„Er hatte einen kleinen Ranzen auf seinem Rücken!" sagte die Krähe.

„Nein, das war sicherlich sein Schlitten!" sagte Gerda, „denn mit seinem Schlitten ging er fort!"

„Das ist möglich!" entgegnete die Krähe; „ich sah nicht so genau hin! Aber so viel weiß ich von meiner zahmen Freundin, daß er, als er in das Schloßtor trat und die silberstrotzenden Leibwachen und die Treppen hinauf die Diener in Gold erblickte, nicht im geringsten in Verlegenheit geriet. Er nickte ihnen flüchtig zu und sagte: ‚Das muß langweilig sein,

auf der Treppe zu stehen. Ich gehe lieber hinein!' Drinnen erglänzten die Säle in hellem Kerzenscheine. Geheime Räte und Exzellenzen gingen auf bloßen Füßen und trugen goldene Gefäße; man konnte wohl beklommen werden. Seine Stiefel knarrten entsetzlich laut, doch schien er sich darüber gar nicht zu beunruhigen."

„Das ist ganz gewiß Kay!" rief Gerda, „ich weiß, er hatte neue Stiefel; ich habe sie in der Stube der Großmutter knarren hören!"

„Ja, geknarrt haben sie!" versetzte die Krähe, „und munter und guter Dinge ging er gerade zur Prinzessin hinein; dieselbe saß auf einer Perle, die so groß wie ein Spinnrad war. Alle Hofdamen mit ihren Zofen und den Zofen ihrer Zofen und alle Kavaliere mit ihren Dienern und den Dienern ihrer Diener, die sich auch einen Burschen hielten, standen rings-herum aufgestellt. Je näher sie der Türe standen, desto stolzer sahen sie aus. Vor dem Burschen des Dieners des Dieners, der immer in Pantoffeln geht, mußte man fast vor Ehrfurcht die Blicke zu Boden schlagen, so stolz stand er in der Türe!"

„Das muß fürchterlich sein!" sagte die kleine Gerda. „Und Kay hat die Prinzessin doch bekommen?"

„Wäre ich nicht eine Krähe gewesen, so hätte ich sie bekommen, trotz-dem ich schon verlobt bin. Er soll ebensogut gesprochen haben, wie ich spreche, wenn ich mich der Krähensprache bediene, das habe ich von meiner zahmen Freundin vernommen. Er war heiter und allerliebst. Er hatte übrigens gar keine Heiratsabsichten, er war lediglich gekommen, um die Klugheit der Prinzessin zu hören, und die fand er gut und sie fand ihn wieder gut!"

„Ja, sicher! das war Kay!" sagte Gerda, er war so klug, er konnte mit Brüchen im Kopfe rechnen! — O, willst du mich nicht auf dem Schlosse einführen!"

„Ja, das ist leicht gesagt!" meinte die Krähe. „Aber wie machen wir das? Ich will darüber mit meiner zahmen Freundin Rücksprache nehmen; sie kann uns wohl Rat geben. Denn das will ich dir nur sagen, so ein kleines Mädchen, wie du bist, erhält nie Erlaubnis zum Eintritt!"

„Ja, die bekomme ich!“ rief Gerda aus. „Wenn Kay von meiner Ankunft hört, kommt er gleich heraus und holt mich!“

„Erwarte mich dort am Zaune!“ erwiderte die Krähe, wackelte mit dem Kopfe und flog davon.

Es war schon dunkel, als die Krähe zurückkehrte. „Rar, rar!“ sagte sie. „Ich soll dich vielmal von ihr grüßen! Hier ist ein kleines Brot für dich, welches sie aus der Küche nahm, wo Brot genug ist, und du bist gewiß hungrig! — Es ist für dich unmöglich in das Schloß zu gelangen, weil du barfuß bist. Die silberstrotzenden Leibwachen und Diener in Gold würden es nicht gestatten. Weine jedoch nicht, du sollst doch schon hinaufkommen. Meine Freundin kennt eine kleine Hintertreppe, die zum Schlafzimmer hinaufführt, und sie weiß, wo sie den Schlüssel holen kann!“

Sie gingen in den Garten hinein, in den großen Baumgang, wo schon ein Blatt nach dem andern abfiel, und als auf dem Schlosse nach und nach die Lichter ausgelöscht wurden, führte die Krähe die kleine Gerda zu einer Hintertür, die nur angelehnt war.

O, wie Gerdas Herz vor Angst und Sehnsucht klopfte! Ihr war zu Mute, als ob sie etwas Böses tun wollte, und sie wollte doch nur erfahren, ob der kleine Kay da wäre. Ja, er mußte es sein! Sie stellte sich ganz lebendig seine klugen Augen, sein langes Haar vor; sie sah ihn ordentlich lächeln, wie damals, als sie daheim unter den Rosen saßen. Er würde sich gewiß freuen, sie zu sehen, zu hören, einen wie weiten Weg sie um seinetwegen zurückgelegt hätte, und zu vernehmen, wie betrübt sie alle zu Hause gewesen wären, als er nicht wieder heimkehrte. O, das war eine Furcht und eine Freude!

Nun waren sie auf der Treppe. Dort brannte eine kleine Lampe auf einem Schranke. Mitten auf dem Fußboden stand die zahme Krähe und drehte das Köpfchen nach allen Seiten nnd betrachtete Gerda, welche sich verneigte, wie die Großmutter sie gelehrt hatte.

„Mein Verlobter hat mir von Ihnen, mein Fräulein, viel Freundliches erzählt!“ begann die zahme Krähe. „Ihr Schicksal ist sehr rührend!



Wollen Sie gefälligst die Lampe zur Hand nehmen, ich werde Ihnen dann vorangehen. Wir gehen hier den geraden Weg, denn da begegnen wir niemand!"

„Mir ist, als ob jemand hinter uns kommt!" sagte Gerda und es sauste wirklich etwas an ihr vorüber.

Es war, als ob Schatten über die Wand hin glitten, Pferde mit flatternden Mähnen und schlanken Beinen, Jägerburschen, Herren und Damen zu Pferde.

„Das sind nur Träume!" sagte die Krähe, sie kommen und holen die Gedanken der hohen Herrschaft zur Jagd ab. Das ist für unseren Zweck gut, Sie können sie dann im Bette besser betrachten. Aber darauf rechne ich, daß Sie, wenn Sie zu Ehren und Würden gelangen, dann ein dankbares Herz zeigen werden!"

„Wozu darüber erst Worte verlieren!" versetzte die Waldkrähe.

Nun traten sie in den ersten Saal hinein; er war mit rosenrotem Atlas behängt und künstliche Blumen zogen sich an allen Wänden hinauf. Hier sausten die Träume schon an ihnen vorüber, flogen aber so schnell, daß Gerda die hohe Herrschaft nicht zu sehen bekam. Ein Saal war immer prächtiger als der andere; der Anblick der vielen Kostbarkeiten konnte einen förmlich betäuben. Jetzt waren sie in dem Schlafzimmer. Die Decke desselben glich einer großen Palme mit Blättern von Glas, herrlichem Glase, und mitten auf dem Fußboden hingen an einem dicken Stengel von Gold zwei Betten, deren jedes die Gestalt einer Lilie hatte. Das eine, in welchem die Prinzessin lag, war weiß; das andere war rot und in diesem sollte Gerda den kleinen Kay suchen. Sie bog eines der roten Blätter zur Seite und da erblickte sie einen braunen Nacken. Ja, das war Kay! Sie rief ganz laut seinen Namen, hielt die Lampe, daß das Licht auf ihn fiel — die Träume sausten zu Pferde wieder in die Stube hinein — er erwachte, wandte das Haupt und — — — es war nicht der kleine Kay.

Der Prinz ähnelte ihm nur im Nacken, war auch sehr jung und schön. Und aus dem weißen Lilienbette guckte die Prinzessin hervor und fragte,

was das wäre. Da weinte die kleine Gerda und erzählte ihre ganze Geschichte und alles, was die Krähen für sie getan hätten.

„Du arme Kleine!" sagten der Prinz und die Prinzessin und lobten die Krähen und sagten, sie wären gar nicht böse auf sie, sie sollten es aber doch nicht öfter tun. Indes sollten sie eine Belohnung erhalten.

„Wollt ihr frei fliegen?" sagte die Prinzessin, „oder wollt ihr eine feste Anstellung als Hofkrähen haben mit allem, was aus der Küche abfällt?"

Und beide Krähen verneigten sich und baten um feste Anstellung, denn sie dachten an ihr Alter und sagten, es wäre so schön, im Alter sorgenfrei leben zu können.

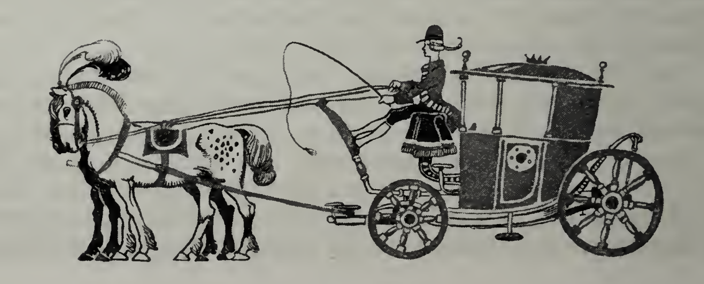
Der Prinz erhob sich aus seinem Bette und ließ Gerda in demselben schlafen, mehr konnte er doch nicht tun. Sie faltete ihre kleinen Händchen und dachte: „Wie gut Menschen und Tiere doch sind!" und dann schloß sie ihre Augen und entschlummerte sanft. Alle Träume kamen wieder hereingeschwebt und da sahen sie wie Gottes Engel aus. Sie zogen einen kleinen Schlitten, auf welchem Kay saß und nickte. Aber das Ganze war nur ein Gebild des Traumreiches und deshalb war es bei ihrem Erwachen auch wieder fort.

Am nächsten Tage wurde sie von Kopf bis zu Fuß in Samt und Seide gekleidet. Sie wurde freundlich aufgefordert, auf dem Schlosse zu bleiben und herrlich und in Freuden zu leben, aber sie bat lediglich um einen kleinen Wagen mit einem Pferde und ein Paar Stiefelchen, dann wollte sie wieder in die weite Welt hinausfahren und Kay suchen.

Sie erhielt sowohl Stiefelchen als auch einen Muff und wurde niedlich gekleidet. Als sie fort wollte, hielt vor der Türe ein neues Wägelchen aus reinem Golde, das Wappen des Prinzen und der Prinzessin leuchtete wie ein Stern auf demselben. Kutscher, Diener und Vorreiter — ja, ja, Vorreiter waren auch da — saßen da mit goldenen Kronen auf dem Kopfe. Der Prinz und die Prinzessin halfen ihr selbst in den Wagen und wünschten ihr alles Glück. Die Waldkrähe, die sich inzwischen schon verheiratet hatte,

begleitete ſie die erſten drei Meilen; ſie ſaß ihr zur Seite, weil ſie das Fahren auf dem Rückſitze nicht vertragen konnte. Die andere Krähe ſtand in der Nähe und ſchlug mit den Flügeln; ſie begleitete ſie nicht, weil ſie ſeit der feſten Anſtellung und dem reichlichen Eſſen an häufigem Kopfweh litt. Inwendig war der Wagen mit Zuckerbrezeln gefüttert und die Sitzkaſten waren mit Früchten und Pfeffernüſſen angefüllt.

„Lebe wohl, lebe wohl!" riefen der Prinz und die Prinzeſſin und die kleine Gerda weinte und die Krähe weinte auch. — So ging es die erſten Meilen, dann ſagte auch die Krähe Lebewohl und das war der ſchwerſte Abſchied. Sie flog auf einen Baum und ſchlug mit ihren ſchwarzen Flügeln, ſo lange ſie noch den Wagen, der wie der warme Sonnenſchein glänzte, ſehen konnte.





Das kleine Räubermädchen.

Sie fuhren durch den dunklen Wald, aber der Wagen leuchtete weithin. Das beleidigte die Augen der Räuber, das durften sie unmöglich dulden.

„Das ist Gold, das ist Gold!" riefen sie, stürzten hervor, fielen den Pferden in die Zügel, erschlugen die kleinen Vorreiter, den Kutscher und die Diener und zogen nun die kleine Gerda aus dem Wagen.

„Sie ist fett, sie ist reizend, sie ist mit Nußkernen gemästet!" sagte das alte Räuberweib, welches einen langen, struppigen Bart und Augenbrauen hatte, die ihr bis über die Augen herabhingen. „Das ist ebenso gut wie ein kleines, fettes Lamm! Nun, wie soll sie schmecken!" Bei diesen Worten zog sie ihr blankes Messer heraus und das blitzte, daß es Angst einjagen konnte!

„Au!" schrie das Weib zu gleicher Zeit. Kein Wunder! der Frau wilde und ungebärdige Tochter, die auf ihrem Rücken hing, hatte ihr in das Ohr gebissen. „Du abscheuliche Range!" sagte die Mutter und konnte nicht dazu kommen, Gerda zu schlachten.

„Sie soll mit mir spielen!" sagte das kleine Räubermädchen. „Sie soll mir ihren Muff, ihr schönes Kleid geben, sie soll neben mir in meinem Bette schlafen!" und dabei biß sie abermals zu, daß das Räuberweib in die Höhe sprang und sich rings herumdrehte, daß alle Räuber lachten und sagten: „Seht, wie sie mit ihrem Balge tanzt!"

„Ich will in den Wagen hinein!" sagte das kleine Räubermädchen, und es mußte und wollte seinen Willen haben, denn es war verhätschelt

und halsstarrig. Es setzte sich mit Gerda hinein und dann fuhren sie über Stock und Stein immer tiefer in den Wald. Das kleine Räubermädchen war ebenso groß wie Gerda, aber kräftiger, breitschulteriger und gebräunter. Seine Augen waren ganz schwarz, sie sahen fast traurig aus. Es faßte die kleine Gerda um den Leib und sagte: „Sie sollen dich nicht schlachten, solange ich nicht böse auf dich werde! Du bist gewiß eine Prinzessin?"

„Nein," erwiderte die kleine Gerda und erzählte ihr alles, was sie erlebt hatte und wie lieb sie den kleinen Kay hätte.

Das Räubermädchen schaute sie ganz ernsthaft an, nickte ein wenig mit dem Kopfe und sagte: „Sie sollen dich nicht schlachten, selbst wenn ich böse auf dich werde, dann werde ich es schon selbst tun!" und dann trocknete sie Gerdas Augen und steckte ihre beiden Hände in den hübschen Muff, der so warm und so weich war.

Jetzt hielt der Wagen still; sie befanden sich mitten auf dem Hofe eines Räuberschlosses. Von oben bis unten war es geborsten, Raben und Krähen flogen aus den offenen Löchern und die großen Bullenbeißer, die aussahen, als könnte jeder einen Menschen verschlingen, sprangen hoch empor, aber ohne zu bellen, denn das war verboten.

Mitten auf dem steinernen Fußboden des großen, alten, verräucherten Saales brannte ein großes Feuer. Der Rauch zog unter der Decke hin und drang durch die zahlreichen Risse und Sprünge ins Freie. In einem großen Braukessel wurde Suppe gekocht und Hasen wie Kaninchen wurden am Spieße gedreht.

„Du sollst diese Nacht mit mir bei allen meinen lieben Tierchen schlafen!" sagte das Räubermädchen. Sie erhielten zu essen und zu trinken und gingen dann nach einer Ecke, wo Stroh und Decken lagen. Oben drüber saßen auf Latten und Stangen wohl an hundert Tauben, die alle zu schlafen schienen, sich aber doch ein wenig bewegten, als die kleinen Mädchen kamen.

„Die gehören samt und sonders mir!" sagte das kleine Räubermädchen und ergriff eine der nächsten, hielt sie an den Beinen und schüttelte sie,



bis sie mit den Flügeln schlug. „Küsse sie!“ rief sie und hielt sie Gerda vor das Gesicht.

„Dort sitzt das Waldgesindel!“ fuhr sie fort und deutete auf eine Menge Stäbe, die hoch oben vor einem Loche in die Mauer eingeschlagen waren. „Das ist mein Waldgesindel, die beiden dort! Sie fliegen augenblicklich fort, wenn man sie nicht fest einschließt, und hier steht mein altes, liebstes Bä!“ Dabei zog sie ein Renntier am Geweihe hervor, welches einen blanken Kupferring um den Hals hatte und angebunden war. „Das müssen wir ebenfalls in ewiger Furcht erhalten, sonst entspringt es uns auch. Jeden Abend kitzle ich es mit meinem scharfen Messer am Halse, wovor es sich sehr fürchtet!“ Das kleine Mädchen zog ein langes Messer aus einer Spalte in der Mauer und ließ es über den Hals des Renntieres hingleiten. Das arme Tier schlug mit den Beinen aus und das Räubermädchen lachte und zog dann Gerda mit auf die Lagerstelle.

„Willst du das Messer während des Schlafens bei dir behalten?“ fragte Gerda und sah sie etwas ängstlich an.

„Ich schlafe immer mit dem Messer!“ sagte das kleine Räubermädchen. „Man weiß nicht, was sich ereignen kann. Aber nun erzähle mir noch einmal, was du mir vorhin von dem kleinen Kay erzähltest und weshalb du in die weite Welt hinausgegangen bist.“ Und Gerda begann ihre Geschichte wieder von vorn und die Waldtauben girrten oben in ihrem Käfig, die andern Tauben aber schliefen. Das kleine Räubermädchen legte seinen Arm um Gerdas Hals, hielt das Messer in der andern Hand und schnarchte, daß man es hören konnte, Gerda jedoch war nicht imstande ein Auge zu schließen, wußte sie doch nicht, ob sie leben bleiben oder sterben sollte. Die Räuber saßen rund um das Feuer, sangen und tranken und das Räuberweib schlug Purzelbäume. O, es war dem kleinen Mädchen wahrhaft entsetzlich, dies mit ansehen zu müssen.

Da sagten die Waldtauben: „Kurre, kurre! Wir haben den kleinen Kay gesehen. Ein weißes Huhn trug seinen Schlitten, er saß auf dem Wagen der Schneekönigin, welche unmittelbar über den Wald hinfuhr,



als wir im Neste lagen. Sie blies uns junge Tauben an und mit Ausnahme von uns beiden starben alle; kurre, kurre!"

„Was sagt ihr dort oben?" rief Gerda. „Wohin reiste die Schneekönigin? Ist euch etwas davon bekannt?"

„Sie reiste vermutlich nach Lappland, denn dort ist immer Schnee und Eis! Frage nur das Renntier, welches dort angebunden steht!"

„Dort ist Eis und Schnee, dort ist ein gesegnetes und herrliches Land!" sprach das Renntier. „Dort springt man in den großen glitzernden Tälern frei umher. Dort hat die Schneekönigin ihr Sommerzelt, aber ihr festes Schloß hat sie oben nach dem Nordpole zu, auf der Insel, die Spitzbergen genannt wird!"

„O Kay, lieber Kay!" seufzte Gerda.

„Nun mußt du still liegen!" sagte das Räubermädchen, „sonst stoße ich dir das Messer in den Leib!"

Am Morgen erzählte Gerda ihr alles, was die Waldtauben gesagt haben, und das kleine Räubermädchen sah ganz ernsthaft aus, nickte jedoch mit dem Kopfe und sagte: „Das ist ganz gleich! — Weißt du, wo Lappland liegt?" fragte sie das Renntier.

„Wer sollte es wohl besser wissen als ich," sagte das Tier und die Augen leuchteten ihm im Kopfe. „Dort bin ich geboren und aufgewachsen, dort habe ich mich auf den Schneefeldern umhergetummelt."

„Höre!" sagte das Räubermädchen zu Gerda. „Wie du siehst, sind unsere Mannsleute sämtlich fort, aber Mutter ist noch hier und bleibt auch zu Hause. Zum Frühstück trinkt sie jedoch aus der großen Flasche und entschlummert bald darauf; — dann will ich etwas für dich tun." Nun sprang sie stürmisch von ihrer Lagerstätte auf, fiel ihrer Mutter um den Hals, zauste ihr den Schnauzbart und sagte: „Mein liebes süßes Ziegenböckchen, guten Morgen!" Und Mütterchen versetzte ihr einen Nasenstüber, daß die Nase rot und blau auflief, aber das geschah alles nur aus Zärtlichkeit.

Als nun die Mutter aus ihrer Flasche getrunken hatte und einen kleinen Nickkopf machte, ging das Räubermädchen zum Renntiere und sagte: „Ich hätte zwar ganz besondere Lust, dich noch manchmal mit dem

scharfen Messer zu kitzeln, denn das ist außerordentlich belustigend, aber gleichviel, ich will trotzdem deinen Strick lösen und dir hinaushelfen, daß du nach Lappland laufen kannst; aber du mußt laufen wie noch nie und mir dieses kleine Mädchen nach dem Schlosse der Schneekönigin bringen, wo sich ihr Spielkamerad aufhält. Du hast wohl gehört, was sie erzählte, denn sie schwatzte laut genug und du pflegst zu lauschen!"

Das Renntier sprang vor Freude hoch auf. Das Räubermädchen hob die kleine Gerda hinauf und war vorsichtig genug, sie festzubinden und ihr sogar ein kleines Sitzkissen zu geben. „Das ist einerlei!" sagte sie, „da hast du deine Pelzstiefelchen wieder, denn es wird kalt werden, den Muff behalte ich aber, er ist doch gar zu niedlich! Gleichwohl sollst du nicht frieren. Hier hast du meiner Mutter große Fausthandschuhe, sie reichen dir gerade bis an die Ellbogen! Zieh sie an! — Nun siehst du an den Händen gerade wie meine häßliche Mutter aus."

Gerda weinte vor Freude.

„Solch Gejammer kann ich nicht ausstehen!" sagte das kleine Räubermädchen. „Nun mußt du gerade vergnügt aussehen! Hier hast du noch zwei Brote und einen Schinken, damit du nicht zu hungern brauchst!" Beides wurde hinten auf das Renntier gebunden; das kleine Räubermädchen öffnete die Tür, lockte alle die großen Hunde herein, zerschnitt dann den Strick mit ihrem Messer und sagte zum Renntiere: „Lauf nun, aber gib wohl auf das kleine Mädchen acht!"

Und Gerda streckte die Hände mit den großen Fausthandschuhen gegen das Räubermädchen aus, sagte Lebewohl und dann flog das Renntier vorwärts über Gebüsch und Gestrüpp, durch den großen Wald, über Sümpfe und Steppen, so schnell es vermochte. Die Wölfe heulten und die Raben schrien. Schwaches Knistern ließ sich aus weiter Ferne vernehmen und starkes Wetterleuchten zeigte sich auf allen Seiten.

„Das sind meine alten Nordlichter!" sagte das Renntier, „sieh, wie sie leuchten!" und dann lief es noch hurtiger vorwärts, Tag und Nacht. Die Brote wurden verzehrt, der Schinken dazu und dann waren sie in Lappland.



Die Lappin und die Finnin.

Vor einem kleinen, unansehnlichen Häuschen machten sie halt. Das Dach ging bis zur Erde hinunter und die Türe war so niedrig, daß die Bewohner nur auf dem Bauche kriechend sich durch den Eingang zwängen konnten. Mit Ausnahme einer Lappin, welche neben einer Tranlampe stand und Fische briet, war niemand daheim. Das Renntier erzählte ihr Gerdas ganze Geschichte, zuerst jedoch seine eigene, welche ihm ungleich wichtiger erschien, und Gerda war vor Kälte so erstarrt, daß sie nicht zu reden vermochte.

„Ach, ihr Armen!" sagte die Lappin, „da habt ihr noch weit zu laufen! Ihr müßt über hundert Meilen weit in das Innere der Finnmark hinein, denn dort hat die Schneekönigin ihre Sommerwohnung und läßt jeden Abend blaue Flammen auflodern. Ich werde in Ermangelung des Papiers ein paar Worte auf einen trockenen Stockfisch schreiben, den werde ich euch an die Finnin dort oben mitgeben, welche euch bessere Auskunft erteilen kann als ich!"

Als sich Gerda nun wieder erwärmt und zu essen und zu trinken bekommen hatte, schrieb die Lappin ein paar Worte auf einen trockenen Klippfisch, bat Gerda, denselben wohl zu verwahren, band sie wieder auf das Renntier und dieses sprang davon. Oben in der Luft knisterte es und die ganze Nacht brannten die schönsten blauen Nordlichter; und dann kamen sie nach Finnmark und klopften an den Schornstein der Finnin, denn sie hatte nicht einmal eine Tür.

Es herrschte eine Hitze darin, daß sogar die Finnin fast ganz nackend ging. Sie war klein und starrte von Schmutz. Sie löste sofort die Kleider der kleinen Gerda auf, zog ihr die Fausthandschuhe und Stiefel aus, weil sie die Hitze sonst nicht hätte ertragen können, legte dem Renntiere ein Stück Eis auf den Kopf und las dann, was auf dem Klippfische geschrieben stand. Sie las es dreimal, und als sie es nun auswendig wußte, steckte sie den Fisch in den Fleischtopf, denn er konnte ja recht wohl gegessen werden, und Hang zur Verschwendung konnte ihr niemand nachsagen.

Nun erzählte das Renntier erst seine Geschichte, dann die der kleinen Gerda, und die Finnin blinzelte mit den klugen Augen, sagte aber kein Wort.

„Du bist sehr klug," sagte das Renntier; „ich weiß, du kannst alle Winde der Welt mit einem Zwirnfaden zusammenbinden. Wenn der Schiffer den einen Knoten löst, erhält er guten Wind, löst er den anderen, dann bläst ein scharfer Wind, und löst er den dritten und vierten, dann stürmt es, daß die Wälder niederstürzen. Willst du dem kleinen Mädchen nicht einen Trank geben, daß sie die Kraft von zwölf Männern erhält und die Schneekönigin überwindet?"

„Die Kraft von zwölf Männern!" sagte die Finnin, „die würde sicher nicht ausreichen!" Dann ging sie nach einem Gestell, holte ein großes, zusammengerolltes Fell hervor und entrollte es. Seltsame Buchstaben waren daraufgeschrieben und die Finnin las, daß ihr dicke Schweißtropfen von der Stirn rieselten.

Aber das Renntier bat so beweglich für die kleine Gerda und diese schaute die Finnin mit so bittenden, tränenfeuchten Augen an, daß dieselbe wieder zu blinzeln begann und das Renntier in eine Ecke zog, wo sie demselben zuflüsterte, während sie ihm frisches Eis auf den Kopf legte:

„Der kleine Kay ist wirklich bei der Schneekönigin, er findet dort alles nach seinem Wunsche und Behagen und meint, ihm sei das allerbeste Los in der Welt zugefallen. Das rührt aber davon her, daß ihm ein Glassplitter in das Herz und ein Glaskörnchen in das Auge gedrungen ist.



Sie müssen erst heraus, sonst wird er nie wieder ein tüchtiger Mensch und die Schneekönigin behält Gewalt über ihn."

„Aber kannst du der kleinen Gerda nichts eingeben, daß sie Macht über das Ganze erhält?"

„Ich kann ihr keine größere Macht geben, als sie schon besitzt! Siehst du nicht, wie groß diese ist? Siehst du nicht, wie Menschen und Tiere ihr dienen müssen, wie sie auf bloßen Füßen so wohl in der Welt vorwärts gekommen ist? Von uns darf sie ihre Macht nicht erfahren, die sitzt in ihrem Herzen und besteht darin, daß sie ein süßes, unschuldiges Kind ist. Kann sie nicht selbst in das Schloß der Schneekönigin eindringen und den kleinen Kay von dem Glase befreien, dann können wir nicht helfen! Zwei Meilen von hier beginnt der Garten der Schneekönigin; dorthin kannst du das kleine Mädchen bringen; setze sie neben dem großen Busche ab, der mit roten Beeren bedeckt im Schnee steht. Halte dich nicht mit langem Geschwätz auf und beeile dich, hierher zurückzukommen!" Dann hob die Finnin die kleine Gerda auf das Renntier, welches aus Leibeskräften davoneilte.

„O, ich bekam meine Stiefelchen nicht! Ich bekam meine Fausthandschuhe nicht!" rief die kleine Gerda, der sich die schneidende Kälte fühlbar machte. Aber das Renntier wagte nicht anzuhalten, es lief, bis es den großen Busch mit den roten Beeren erreichte. Dort setzte es Gerda ab, küßte sie auf den Mund, wobei dem Tiere große, heiße Tränen über die Backen hinabrollten, und dann lief es, so schnell es konnte, wieder zurück. Da stand nun die arme Gerda ohne Stiefelchen, ohne Handschuhe, mitten in der unwirtbaren, kalten Finnmark.

Sie lief vorwärts, so schnell sie vermochte. Da zeigte sich plötzlich ein ganzes Regiment Schneeflocken. Sie fielen aber nicht etwa vom Himmel herab, der war ganz klar und strahlte von Nordlichtern; die Schneeflocken flogen vielmehr gerade über die Oberfläche der Erde hin und nahmen, je näher sie kamen, an Größe zu. Gerda erinnerte sich noch, wie groß und wie kunstvoll sie unter dem Brennglase ausgesehen hatten. Aber hier zeigten sie sich wahrlich noch in ganz anderer Größe und Schreckensgestalt;

es waren lebendige Wesen, es waren die Vorposten der Schneekönigin. Sie hatten die seltsamsten Gestalten; einige sahen aus wie häßliche, große Stachelschweine, andere wie ganze Schlangenknäuel, aus denen die Köpfe hervorragten, und andere wie kleine, dicke Bären, auf welchen sich die Haare sträubten; alle aber schimmerten weiß, alle aber waren lebendige Schneeflocken.

Da betete die kleine Gerda ihr Vaterunser. Die Kälte war so stark, daß sie ihren eigenen Atem sehen konnte, welcher ihr wie Rauch vor dem Munde stand. Der Atem wurde dichter und dichter und bildete sich zu kleinen, klaren Engeln, die, sobald sie die Erde berührten, mehr und mehr wuchsen und alle Helme auf dem Kopfe und Spieß und Schild in den Händen hatten. Ihre Anzahl vermehrte sich, und als Gerda ihr Vaterunser beendet hatte, war eine ganze Legion um sie versammelt. Sie stachen mit ihren Spießen nach den schrecklichen Schneeflocken, daß dieselben in hundert Stücke zersprangen und die kleine Gerda sicher und fröhlich vorwärtsschreiten konnte. Die Engel streichelten ihre Füße und Hände und da fühlte sie die Kälte weniger und ging rasch auf das Schloß der Schneekönigin zu.

Aber nun müssen wir erst sehen, wie es Kay geht. Er dachte wahrlich nicht an die kleine Gerda und am allerwenigsten, daß sie draußen vor dem Schlosse stände.



Siebente Geschichte

Was sich im Schlosse der Schneekönigin und was sich später ereignete.

Die Mauern des Schlosses waren von dem wirbelnden Schnee aufgetürmt und schneidende Winde hatten die Türen und Fenster gebildet. Über hundert Säle reihten sich aneinander, wie sie gerade ein Schneetreiben zusammengeweht hatte; der größte erstreckte sich viele Meilen weit. Alle aber waren von starken Nordlichtern erleuchtet und waren groß, leer, eisig kalt und schimmernd. Nie herrschte hier eine Lustbarkeit, nicht einmal ein kleiner Bärenball, wobei der Sturm hätte die Blasinstrumente spielen und die Eisbären hätten auf den Hinterfüßen gehen und ihre feinen Sitten hätten zeigen können; nie fand eine Spielgesellschaft statt mit Schlägen auf Maul und Tatzen, nie ein kleiner Kaffeeklatsch von den weißen Fuchsfräulein; leer, weit und kalt war es in den Sälen der Schneekönigin. Die Nordlichter flammten so regelmäßig, daß man berechnen konnte, wann sie am höchsten und wann sie am niedrigsten standen. Mitten in dem leeren und unendlichen Schneesaale war ein gefrorener See. Er war in tausend Stücke geborsten, aber jedes Stück glich dem andern auf das genaueste, so daß es ein wahres Kunstwerk war. Mitten auf demselben saß die Schneekönigin, so oft sie zu Hause war, und dann sagte sie, sie säße im Spiegel des Verstandes und dieser wäre der beste in dieser Welt.

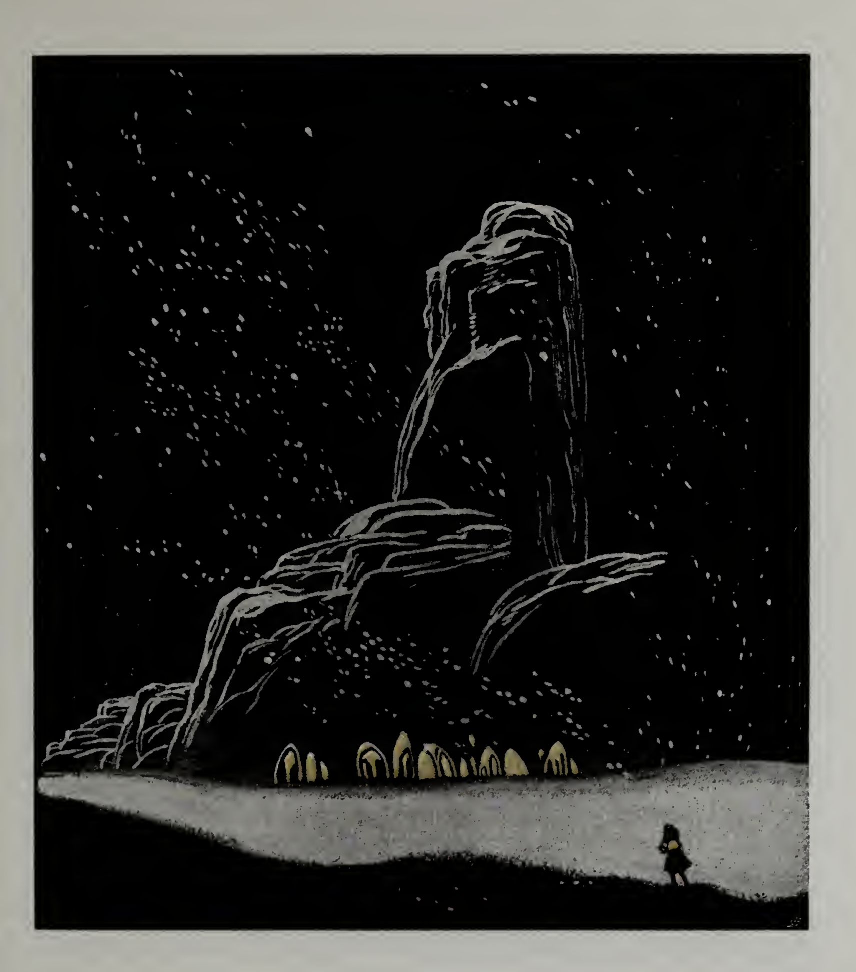
Der kleine Kay war ganz blau vor Kälte, ja fast schwarz, aber er merkte es doch nicht, denn sie hatte ihm den Frostschauer weggeküßt und sein Herz war so gut wie ein Eisklumpen. Er ging und schleppte einige

scharfe, flache Eisstücke herbei, die er auf alle mögliche Weise zusammenlegte, um ein gegebenes Muster nachzubilden, gerade so, wie wenn wir kleine Holzstückchen zu bestimmten Figuren zusammenpassen, was das chinesische Spiel genannt wird. Kay ging auch und legte Figuren, es waren die allerkunstreichsten, es war das Eisspiel des Verstandes. In seinen Augen waren diese Figuren ganz ausgezeichnet und von der allerhöchsten Wichtigkeit; das bewirkte das Glaskörnchen, welches ihm im Auge saß; er legte ganze Figuren, die ein geschriebenes Wort bildeten, aber immer scheiterte er an der Zusammensetzung des Wortes, welches er gerade wünschte, des Wortes: „Ewigkeit", und die Schneekönigin hatte gesagt: „Kannst du mir diese Figur zustandebringen, dann sollst du dein eigener Herr sein und ich schenke dir die ganze Welt und noch ein Paar neue Schlittschuhe!" Aber er konnte es nicht.

„Nun sause ich fort nach den warmen Ländern!" sagte die Schneekönigin. „Ich will in meine schwarzen Töpfe hineingucken!" Das waren die feuerspeienden Berge Ätna und Vesuv, wie man sie nennt. „Ich werde sie ein wenig mit Weiß überziehen; das gehört dazu und tut den Zitronen und Weintrauben gut!" Darauf flog die Schneekönigin fort und Kay saß ganz allein in dem viele Meilen weiten, leeren Eissaale und betrachtete die Eisstücke und dachte und dachte, daß es in ihm ordentlich knackte. Ganz steif und still saß er da, man hätte glauben können, er wäre erfroren.

In diesem Augenblicke trat die kleine Gerda durch die große Eingangspforte in das Schloß. Schneidende Winde wehten ihr entgegen, aber sie betete ihr Abendgebet und da legten sich die Winde, als ob sie schlafen wollten. Sie trat in die großen, leeren, kalten Säle — da gewahrte sie Kay, sie erkannte ihn, sie flog ihm um den Hals, hielt ihn fest umschlungen und rief: „Kay! süßer, lieber Kay! so habe ich dich endlich gefunden!"

Er aber saß ganz still, steif und kalt; — da weinte die kleine Gerda heiße Tränen, sie fielen auf seine Brust, sie drangen in sein Herz, sie tauten den Eisklumpen auf und verzehrten das kleine Spiegelsplitterchen in demselben. Er blickte sie an und sie sang:



„Ich liebe die Rosen in all ihrer Pracht,
Doch mehr noch den Heiland, der selig uns macht!"

Da brach Kay in Tränen aus; er weinte so, daß ihm das Spiegelkörnchen aus den Augen geschwemmt wurde, er erkannte sie und jubelte: „Gerda! süße, liebe Gerda! — Wo bist du doch so lange gewesen?" Und er schaute rings um sich her. „Wie kalt es hier ist! Wie leer und weit es hier ist!" Und er umfaßte Gerda und sie lachte und weinte vor Freude. Das war ein so lieblicher Anblick, daß sogar die Eisstücke vor Freude ringsumher tanzten. Als sie nun müde waren, legten sie sich gerade auf die Buchstaben, von denen die Schneekönigin gesagte hatte, wenn er sie ausfindig machen könnte, sollte er sein eigener Herr sein und sie wollte ihm die ganze Welt und noch ein Paar neue Schlittschuhe schenken.

Gerda küßte ihm die Wangen und sie wurden blühend; sie küßte ihn auf die Augen und sie glänzten wie die ihrigen, sie küßte ihn auf Hände und Füße und er war gesund und munter. Nun mochte die Schneekönigin dreist nach Hause kommen, sein Freibrief stand mit flimmernden Eisstücken geschrieben da.

Sie reichten einander die Hände und wanderten aus dem großen Schlosse hinaus. Sie sprachen von der Großmutter und von den Rosen oben auf dem Dache, und wo sie gingen, legten sich die Winde und die Sonne brach hervor. Als sie den Busch mit den roten Beeren erreichten, stand das Renntier da und wartete. Es hatte ein anderes, junges Renntier bei sich, dessen Euter voll war und den Kleinen seine warme Milch gab und sie auf den Mund küßte. Dann trugen sie Gerda und Kay erst zu der Finnin, in deren heißer Stube sie sich erwärmten und über die Heimreise Bescheid erhielten, und dann zur Lappin, welche ihnen neue Kleider genähet und ihren Schlitten instand gesetzt hatte.

Das Renntier und das Junge sprangen nebenher und begleiteten sie bis zur Landesgrenze; dort, wo das erste Grün hervorlugte, nahmen sie von dem Renntier und der Lappin Abschied.

„Lebt wohl!" sagten sie sämtlich. Die ersten kleinen Vögel begannen zu zwitschern, der Wald trieb grüne Knospen und aus demselben heraus

kam auf einem prächtigen Pferde, welches Gerda kannte (es war vor dem goldenen Wagen gespannt gewesen), ein junges Mädchen angeritten mit einer weithin leuchtenden roten Mütze auf dem Kopfe und Pistolen im Gürtel. Es war das kleine Räubermädchen, welches es überdrüssig hatte, zu Hause zu sitzen und nun erst nach Norden und später, je wie die Laune sie trieb, nach einer anderen Richtung wollte. Sie erkannte Gerda sofort und Gerda erkannte sie, das war eine Freude.

„Höre, Bursche, du hast ein besonderes Talent zum Umherschweifen!" sagte sie zum kleinen Kay. „Ich möchte wohl wissen, ob du verdienst, daß man deinetwegen bis an der Welt Ende läuft!"

Aber Gerda streichelte ihr die Wangen und fragte nach dem Prinzen und der Prinzessin.

„Die sind nach fremden Ländern gereist!" sagte das Räubermädchen.

„Aber die Krähe?" fragte die kleine Gerda.

„Ach, die Krähe ist tot!" antwortete sie. „Seine zahme Gattin ist Witwe geworden und geht mit einem schwarzwollenen Lappen um das Bein. Sie klagt erbärmiglich, aber das ganze kommt doch nur auf bloßes Geschwätz hinaus! — Doch nun erzähle mir, wie es dir ergangen ist und wie du seiner habhaft geworden bist!"

Und Gerda und Kay erzählten alle beide.

„Und Schnippschnappschnurrbaselurr!" sagte das Räubermädchen, reichte beiden die Hand und versprach, daß, sofern sie je durch ihre Stadt käme, sie zu ihnen auf Besuch kommen wollte, und dann ritt sie in die weite Welt hinaus. Aber Kay und Gerda gingen Hand in Hand, und während sie dahinschritten, war es ein herrliches Frühlingswetter mit Blumen und Grünem. Die Kirchglocken läuteten und sie erkannten die hohen Türme, die große Stadt, es war ihre Geburtsstätte, und sie gingen in dieselbe hinein und hin zu der Tür der Großmutter, die Treppe hinauf, in die Stube hinein, wo noch alles auf derselben Stelle wie früher stand. Die Uhr sagte: „Tick, tack!" und die Zeiger drehten sich. Während sie aber durch die Türe schritten, bemerkten sie, daß sie erwachsene Menschen geworden waren. Die Rosen



blühten von der Dachrinne her zu den offenen Fenstern herein und da standen die kleinen Kinderstühlchen, und Kay und Gerda setzten sich, ein jedes auf den seinigen, und hielten einander bei den Händen. Wie einen schweren Traum hatten sie die kalte, leere Herrlichkeit bei der Schneekönigin vergessen. Großmutter saß in Gottes klarem Sonnenscheine und las laut aus der Bibel: „Es sei denn, daß ihr umkehrt und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen!"

Und Kay und Gerda schauten einander in die Augen und verstanden auf einmal das alte Lied:

„Ich liebe die Rosen in all ihrer Pracht,
Doch mehr noch den Heiland, der selig uns macht!"

Da saßen die beiden, Erwachsene und doch Kinder, Kinder im Herzen; und es war Sommer, warmer, erquickender Sommer.



Der Schlafgott.



In der ganzen Welt gibt es niemand, der ſo viele Geſchichten weiß als der Schlafgott. Er verſteht das Erzählen aus dem Grunde! Gegen Abend, wenn die Kinder noch hübſch artig am Tiſche oder auf ihrer Hutſche ſitzen, kommt der Schlafgott. Er kommt leiſe die Treppe herauf, denn er geht auf Socken; ganz leiſe öffnet er die Türe und huſch! ſpritzt er den Kindern ſüße Milch in die Augen, ſo fein, ſo fein, aber doch immer genug, daß ſie nicht länger die Augen aufzuhalten vermögen. Deshalb ſind ſie auch nicht imſtande, ihn zu ſehen. Er ſchlüpft gerade hinter ſie, bläſt ihnen ſanft in den Nacken und dann wird ihnen das Köpfchen gar ſchwer. O ja, aber es tut ihnen nicht weh, denn der Schlafgott meint es mit den Kindern gerade gut. Er verlangt nur, daß ſie ruhig ſein ſollen, und das ſind ſie am beſten, wenn man ſie zu Bette bringt. Sie ſollen ſtill ſein, damit er ihnen Geſchichten erzählen kann.

Sobald die Kinder nun ſchlafen, ſetzt ſich der Schlafgott zu ihnen auf das Bett. Er geht ſtattlich einher, ſein Frack iſt von Seidenzeug, aber es iſt unmöglich, die Farbe desſelben zu beſtimmen, denn er ſchillert grün, rot und blau, je nach welcher Richtung er ſich dreht. Unter jedem Arm hält er einen Regenſchirm, einen mit Bildern darauf, welchen er über die Kinder ausſpannt — und dann träumen ſie die ganze Nacht die herrlichſten Geſchichten — und einen ohne irgendeine Zeichnung. Dieſen ſtellt er über die unartigen Kinder, damit ſie ganz bewußtlos ſchlafen. Wenn ſie am Morgen aufwachen, haben ſie dann nicht das Allermindeſte geträumt.

Nun wollen wir hören, wie der Schlafgott eine ganze Woche lang jeden Abend zu einem kleinen Knaben, der Hjalmar hieß, kam und was er ihm erzählte! Es ſind im ganzen ſieben Geſchichten, weil es ſieben Wochentage gibt.



Montag



„Höre einmal!“ sagte der Schlafgott am Abend, als er Hjalmar zu Bett gebracht hatte, „nun will ich dir meinen ganzen Staat zeigen!“ Da verwandelten sich alle Blumen in den Blumentöpfen zu großen Bäumen, die ihre langen Zweige unter der Decke hin und die Wände entlang streckten, so daß die ganze Stube wie das herrlichste Lusthaus aussah. Alle Zweige waren voll Blumen und jede Blume war schöner als eine Rose, duftete balsamisch, und wollte man sie essen, war sie süßer als Eingemachtes. Die Früchte glänzten gerade wie Gold und Wecken waren da, die vor lauter Rosinen platzten — es war unvergleichlich schön. Plötzlich aber ließ sich in dem Tischkasten, wo Hjalmars Schulbücher lagen, ein entsetzliches Jammern vernehmen.

„Was ist das nur?“ fragte der Schlafgott und ging nach dem Tische und zog den Kasten aus. Es war die Tafel, in der es zerrte und zupfte, denn es hatte sich eine falsche Zahl in das Rechenexempel eingeschlichen, so daß die Zahlen auseinanderlaufen wollten. Der Griffel hüpfte und sprang an seiner Schnur, als stellte er einen kleinen Hund vor, der dem Rechenexempel helfen möchte, aber er war es nicht imstande. Und dann jammerte es auch in Hjalmars Schreibebuch, daß es ordentlich häßlich mit anzuhören war. Auf jeder Seite standen der Länge nach von oben nach unten sämtliche großen Buchstaben, ein jeder mit einem kleinen zur Seite, einer hinter dem anderen. Das bildete die Vorschrift, und neben dieser standen wieder einige Buchstaben, die sich einbildeten ebenso auszusehen, weil sie aus Hjalmars eigener Feder herrührten. Aber o wehe! sie sahen fast aus, als ob sie über die Linien, auf denen sie doch stehen sollten, gestolpert wären.





„Seht, so solltet ihr euch halten!“ sagte die Vorschrift. „Seht, etwas schräg, aber mit kräftigem Schwung!“

„O, wir wollen gern,“ sagten Hjalmars Buchstaben, „aber wir können nicht, wir sind so schlimm und unwissend!“

„Dann sollt ihr Kinderpulver bekommen!“ sagte der Schlafgott.

„O nein!“ riefen sie und dann standen sie mit einem Male kerzengerade, daß es eine Lust war.

„Heute werden keine Geschichten erzählt!“ sagte der Schlafgott. "Jetzt muß ich sie einexerzieren! Eins, zwei! Eins, zwei!“ Nun exerzierte er die Buchstaben ein und sie standen so gerade und gesund da, wie nur eine Vorschrift immer stehen kann. Als aber der Schlafgott ging und Hjalmar am Morgen nachsah, da waren sie ebenso jämmerlich wie zuvor.



Dienstag

Sobald Hjalmar im Bette war, benetzte der Schlafgott mit seiner kleinen Zauberspritze alle Möbel in der Stube und sofort begannen sie zu plaudern und plauderten sämtlich von sich selbst, mit Ausnahme des Spucknapfes, der schweigend dastand und sich darüber ärgerte, daß sie so eitel sein konnten, nur von sich zu reden, nur an sich zu denken und sich auch nicht mit einem einzigen Gedanken dessen zu erinnern, der doch so bescheiden in der Ecke stand und sich bespucken ließ.

Über der Kommode hing ein großes Gemälde in einem reich vergoldeten Rahmen, welches eine Landschaft darstellte. Man sah hohe, alte Bäume, Blumen im Grase und ein großes Wasser, durch welches ein Fluß hindurchströmte, der sich um den Wald an vielen Schlössern vorüberschlängelte und sich fernab in das wilde Meer ergoß.

Der Schlafgott benetzte mit seiner Zauberspritze das Gemälde und dann begannen die Vögel darauf zu singen, die Baumzweige bewegten sich und die Wolken flogen so natürlich, daß man ihren Schatten über die Landschaft konnte dahinschweben sehen.

Nun hob der Schlafgott den kleinen Hjalmar so hoch, daß derselbe seine Füße in den Rahmen hineinstellen konnte, und zwar gerade in das hohe Gras. Da stand er nun. Die Sonne schien durch die Zweige auf ihn hernieder. Er lief hin an das Wasser und setzte sich in ein kleines Boot,

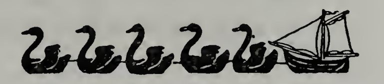
 

welches da lag. Es war rot und weiß angestrichen, die Segel leuchteten wie Silber, und sechs Schwäne, alle mit goldenen Kronen, die vom Halse herniederhingen, und einem strahlenden blauen Sterne auf dem Kopfe, zogen das Boot an dem grünen Walde vorüber, wo die Bäume von Räubern und Hexen und die Blumen von den niedlichen kleinen Elfen und von dem erzählten, was ihnen die Schmetterlinge zugeflüstert hatten.

Die prächtigsten Fische mit silbernen und goldenen Schuppen schwammen hinter dem Boote her; bisweilen schnellten sie sich über das Wasser empor, daß es plätscherte, und Vögel, rote und blaue, kleine und große, flogen in zwei langen Reihen hinten nach, die Mücken tanzten und die Maikäfer brummten bum, bum!

Das war allerdings eine Segelfahrt, wie sie sein mußte! Bald waren die Wälder dicht und dunkel, bald waren sie wie der herrlichste Park mit Sonnenschein und Blumen und große Schlösser von Glas und Marmor lagen darin. Auf den Altanen standen Prinzessinnen, und alle waren kleine Mädchen, die Hjalmar recht wohl kannte, denn er hatte schon früher mit ihnen gespielt. Sie streckten die Hand aus und jede hielt ihm das reizendste Zuckerwerk hin, welches nur je eine Kuchenfrau verkaufen konnte, und Hjalmar ergriff beim Vorübersegeln das eine Ende des Stückes Zuckerwerk und die Prinzessin hielt recht fest, so daß jedes seinen Teil erhielt, sie den kleinsten, Hjalmar den allergrößten. Bei jedem Schlosse standen kleine Prinzen Schildwache. Sie schulterten mit goldenen Säbeln und ließen Rosinen und Zinnsoldaten regnen. Das waren wirkliche Prinzen!

Bald segelte Hjalmar durch Wälder, bald gerade durch große Säle oder mitten durch eine Stadt. Er kam auch durch diejenige, in welcher sein Kindermädchen wohnte, das gute Mädchen, welches ihn getragen hatte, als er ein ganz kleiner Knabe war, und das ihn so lieb gehabt. Dasselbe nickte und winkte und sang den niedlichen Vers, den es selbst gedichtet hatte:



Ich denke dein in mancher Stund',
Du ſüßes Kind, du Liebling mein!
Ich hab' geküßt dir deinen Mund,
Die Stirne, Wangen, rot und fein!
Dein erſtes Wort vernahm mein Ohr!
Doch mußt' ich fort, vergiß mein nicht!
Gott ſegne dich, den ich verlor,
Du Engel aus des Herren Licht!



Und alle Vögel ſangen mit, die Blumen tanzten auf ihren Stengeln und die alten Bäume nickten, als ob der Schlafgott auch ihnen Geſchichten erzählte.



Nein, wie der Regen herniederströmte! Hjalmar konnte es im Schlafe hören, und als der Schlafgott ein Fenster öffnete, stand das Wasser gerade bis an das Fenster hinauf. Ein ganzer See wälzte sich schon da draußen und das prächtigste Schiff lag hart vor dem Hause.

„Willst du mitsegeln, kleiner Hjalmar?" fragte der Schlafgott, „dann kannst du heute Nacht nach fremden Ländern reisen und morgen doch wieder hier sein!"

Im Nu stand da Hjalmar in seinen Sonntagskleidern mitten auf dem prächtigsten Schiffe und sofort heiterte sich das Wetter auf und sie segelten durch die Straßen, kreuzten um die Kirche, und nun war alles eine große, wilde See. Sie segelten so lange, bis kein Land mehr zu erblicken war. Sie bemerkten auch eine Schar Störche, die gleichfalls die Heimat verlassen hatten und nach den warmen Ländern wollten. Ein Storch flog dicht hinter dem anderen und sie waren schon weit, weit geflogen. Einer derselben war so müde, daß ihn seine Flügel kaum noch länger zu tragen vermochten. Er war der allerletzte in der Reihe und bald blieb er eine große Strecke zurück, endlich sank er mit ausgebreiteten Schwingen niedriger und niedriger, machte noch ein paar Flügelschläge, aber es half nichts. Jetzt berührte er mit seinen Füßen das Tauwerk des Schiffes, glitt das Segel hinunter und bums! da stand er auf dem Verdecke.

Da nahm ihn der Schiffsjunge und sperrte ihn in das Hühnerhaus zu den Hühnern, Enten und Truthähnen. Der arme Storch stand ganz eingeschüchtert mitten unter ihnen.

„Seht ihr den nicht?“ gackerten alle Hühner.

Der kalekutische Hahn blies sich aus Leibeskräften auf und fragte ihn, wer er wäre? Die Enten gingen rückwärts und stießen einander an: „Spute dich, spute dich!“

Der Storch erzählte von dem warmen Afrika, von den Pyramiden und vom Strauße, der wie ein wildes Pferd durch die Wüste dahinstürme, aber die Enten verstanden nicht, was er sagte, und darum stießen sie einander an: „Wir sind wohl einig darüber, daß er dumm ist?“

„Ja, er ist sicherlich dumm!“ sagte der kalekutische Hahn und kollerte dann. Da schwieg der Storch ganz still und dachte an sein Afrika.

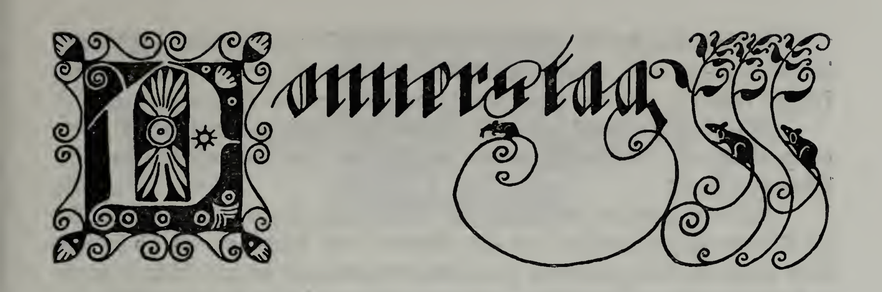
„Für dünne Beine sind die Eurigen ganz hübsch!“ spottete der kale-kutische Hahn. „Was kostet die Elle von ihnen?“

„Ha, ha, ha, ha!“ grinsten alle Enten, aber der Storch tat, als ob er es gar nicht hörte.

„Ihr dürft dreist mitlachen!“ sagte der kalekutische Hahn, „denn es steckt in Wahrheit viel Witz in meinen Worten; oder kamen sie Euch viel-leicht zu seicht vor? Ja, ja, er ist nicht vielseitig. Wir wollen unsere Scherze für uns allein behalten!“ Und dann gluckten die Hühner und die Enten schnatterten: „Gikgak! Gikgak!“ Es war erschrecklich, wie lustig sie ihre eigenen Späße fanden.

Aber Hjalmar ging hin zum Hühnerhause, öffnete die Türe, rief den Storch und dieser hüpfte auf das Verdeck zu ihm hinaus. Nun hatte er sich ausgeruht und es war gerade, als ob er Hjalmar zunickte, um sich bei ihm zu bedanken. Darauf breitete er seine Schwingen aus und flog nach den warmen Ländern, aber die Hühner gluckten, die Enten schnatterten und der kalekutische Hahn wurde ganz rot am Kopfe.

„Morgen wollen wir Suppe von euch kochen!“ sagte Hjalmar und da erwachte er und lag in seinem Bettchen. Es war doch eine merkwürdige Reise, die der Schlafgott ihn diese Nacht hatte machen lassen.



„Weißt du was?“ sagte der Schlafgott, „fürchte dich nur nicht; hier wirst du eine kleine Maus gewahren!“ und dabei hielt er ihm seine Hand mit dem leichten, niedlichen Tierchen hin. „Sie ist gekommen, dich zur Hochzeit einzuladen. Hier sind zwei Mäuschen, die heute Nacht in den Ehestand treten wollen. Sie wohnen unter dem Fußboden in deiner Mutter Speisekammer.“

„Aber wie kann ich mich durch das kleine Mäuseloch im Fußboden hindurchdrängen?“ fragte Hjalmar.

„Laß mich nur machen!“ versetzte der Schlafgott. „Ich will dich schon klein genug bekommen!“ Darauf benetzte er Hjalmar mit seiner Zauberspritze, der nun sofort kleiner und kleiner wurde, bis er zuletzt nur fingergroß war. „Nun kannst du dir vom Zinnsoldaten die Kleider borgen, ich denke, sie werden dir jetzt schon passen, und es nimmt sich gut aus, sich in Gesellschaft in Uniform zu zeigen.“

„Jawohl!“ sagte Hjalmar und dann war er im Augenblick wie der niedlichste Zinnsoldat angekleidet.

„Wollen Sie nicht so freundlich sein, sich in Ihrer Frau Mutter Fingerhut zu setzen?“ sagte die kleine Maus, „dann werde ich die Ehre haben, Sie zu ziehen!“

„O Himmel! Will sich das Fräulein selbst bemühen!“ sagte Hjalmar, und so fuhren sie zur Mäusehochzeit.

Zuerst gelangten sie in einen weitläufigen Gang unter dem Fußboden, der nicht höher war, als daß sie ohne anzustoßen mit dem Fingerhut darin fahren konnten, und der ganze Gang war mit faulem Holz erleuchtet.

„Riecht es hier nicht prächtig?" sagte die Maus, welche ihn zog, „der ganze Gang ist mit Speckschwarten eingerieben! Es kann nichts Vortrefflicheres geben!"

Nun kamen sie in den Brautsaal hinein; hier standen zur Rechten alle die kleinen Mäusefräulein, und die zischelten und tuschelten, als ob sie sich über einander lustig machten. Zur Linken standen alle jungen Mäuseherren und strichen sich mit der Pfote den Schnauzbart; aber mitten im Kreise erblickte man das Brautpaar. Sie standen in einer ausgehöhlten Käsekirste und küßten sich vor aller Augen ganz erschrecklich viel, denn sie waren ja nun Verlobte und sollten gleich Hochzeit halten.

Immer mehr und mehr Fremde erschienen; es fehlte nicht viel, so hätten die Mäuse einander totgetreten; dazu hatte sich das Brautpaar mitten in die Tür gestellt, so daß man weder hinein noch hinaus gelangen konnte. Wie der Gang, so war auch das ganze Zimmer mit Speckschwarten eingerieben; das war die ganze Bewirtung; indes wurde zum Nachtisch eine Erbse vorgewiesen, in welche eine kleine Maus aus der Familie die Namen des Brautpaares hineingebissen, d. h. die ersten Buchstaben. Es war etwas ganz Außerordentliches.

Alle Mäuse versicherten, es wäre eine ausgezeichnete Hochzeit und die Unterhaltung wäre sehr angeregt gewesen.

Dann fuhr Hjalmar wieder nach Hause. Er war zwar in vornehmer Gesellschaft gewesen, hatte aber auch gehörig zusammenkriechen, sich klein machen und in Zinnsoldatenuniform erscheinen müssen.





„Es ist unglaublich, wie viele ältere Leute es gibt, die mich gern haben und festhalten möchten!“ sagte der Schlafgott. „Es sind vorzüglich diejenigen, welche etwas Böses getan haben. ‚Guter, lieber Schlaf!‘ sagen sie zu mir, ‚kein Schlaf kommt in unsere Augen und so liegen wir denn die ganze Nacht und sehen alle unsere schlechten Taten, die, wie kleine Kobolde, auf der Kante der Bettstelle sitzen und uns über und über mit heißem Wasser bespritzen. Komm doch und verjage sie, damit wir einmal recht fest schlafen können.‘ Dann setzen sie tief aufseufzend hinzu: ‚Wir wollen es gewiß gern bezahlen. Gute Nacht! Das Geld für dich liegt im Fenster!“ Aber für Geld tue ich es nicht!“ sagte der Schlafgott.

„Was werden wir denn diese Nacht unternehmen?“ fragte Hjalmar.

„Ich weiß nicht, ob du heute Nacht wieder Lust hast, eine Hochzeit mitzumachen. Sie ist freilich anderer Art als die gestrige. Deiner Schwester große Puppe, die, welche wie ein Mann aussieht und Hermann heißt, soll sich mit der Puppe Berta verheiraten, und da außerdem derselben Geburtstag ist, wird es an Geschenken nicht fehlen.“

„Ja, das kenne ich schon!“ sagte Hjalmar, „sobald die Puppen neue Kleider brauchen, läßt sie meine Schwester ihren Geburtstag feiern oder Hochzeit halten. Das ist gewiß schon hundertmal geschehen!“

„Ja, aber heute Nacht ist die hundertunderste Hochzeit, und wenn die hundertunderste aus ist, dann ist alles vorüber. Deshalb wird sie auch so unvergleichlich schön. Sieh einmal!“

Hjalmar sah nach dem Tische. Auf demselben stand das kleine Papphaus mit Licht in den Fenstern und alle Zinnsoldaten präsentierten vor der Türe desselben das Gewehr. Das Brautpaar saß, ein jedes gegen einen Tischfuß gelehnt, ganz gedankenvoll da und dazu hatte es auch Grund genug. Aber der Schlafgott, angetan mit der Großmutter schwarzem Rocke, vollzog die Trauung. Nach Beendigung derselben stimmten alle Möbel in der Stube folgendes Lied an, welches der Bleistift gedichtet hatte. Es ging nach der Melodie des Zapfenstreiches:

Es brause unser Lied empor
Für's teure Paar in hellem Chor.
Sie stehen beide wie ein Pflock,
Denn Handschuhleder ist ihr Rock!
:: Hurra! Hurra! dem steifen Paar,
Das unsrer Stube Stolz stets war!::

Und nun überreichte man ihnen Geschenke, doch hatten sie sich alle Eßwaren verbeten, denn sie hatten an ihrer Liebe genug.

„Wollen wir nun das Landleben genießen oder eine Hochzeitsreise antreten?" fragte der Bräutigam. Darauf wurde die Schwalbe, die sich in vielen Ländern umgesehen, und die alte Hofhenne, welche fünfmal Küchlein ausgebrütet hatte, zu Rate gezogen. Die Schwalbe erzählte von den schönen, warmen Ländern, wo die Weintrauben groß und schwer an den Stöcken hängen, wo die Luft so mild wäre und die Berge Farbe hätten, wie man sie hierzulande niemals an denselben sieht.

„Es fehlt ihnen aber doch unser Grünkohl!" sagte die Henne. „Ich brachte einen Sommer mit allen meinen Kücheln auf dem Lande zu. Dort war eine Sandgrube, in der wir umhergehen und scharren konnten. Auch hatten wir Zutritt zu einem Garten mit Grünkohl! O, wie grün der war! Ich kann mir nichts Schöneres denken!"

„Aber ein Kohlkopf sieht wie der andere aus," sagte die Schwalbe, „und dann herrscht hier oft so unangenehme Witterung!"

„O, daran hat man sich schon gewöhnt!" sagte die Henne.

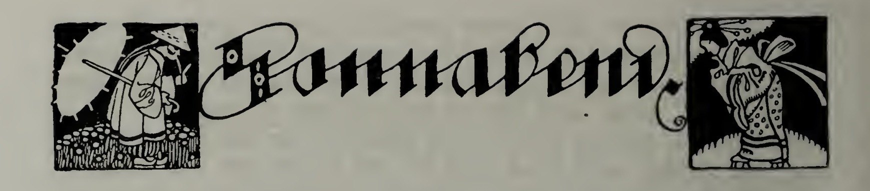
„Aber hier ist es kalt, es friert!"

„Das ist für den Kohl gerade dienlich!“ sagte die Henne. „Übrigens kann es auch bei uns sehr warm sein. Hatten wir nicht vor vier Jahren einen Sommer, wo fünf Wochen lang eine solche Hitze war, daß man kaum atmen konnte? Dann leben aber bei uns auch keine giftigen Tiere, wie in jenen Ländern, und wir sind frei von Räubern! Ein Bösewicht kann der nur sein, welcher unser Land nicht für das schönste hält! Er verdiente wahrlich nicht, hier zu weilen!“ Weinend unterbrach sich die Henne und setzte dann schluchzend hinzu: „Auch ich bin gereist! Ich bin einmal in einem Korbe über zwölf Meilen weit gefahren! Das Reisen gewährt schlechterdings kein Vergnügen!“

„Ja, die Henne ist eine vernünftige Frau“; sagte die Puppe Berta. „Ich halte nichts davon, eine Gebirgsreise zu unternehmen, denn kaum ist man oben, so geht es gleich wieder hinunter! Nein, wir wollen hübsch nach der Sandgrube hinausziehen und uns im Kohlgarten ergehen!“

Und dabei blieb es!





„Erzählst du mir nun Geschichten?“ fragte der kleine Hjalmar, sobald ihn der Schlafgott zu Bette gebracht hatte.

„Heute abend haben wir nicht Zeit dazu,“ sagte der Schlaf und spannte seinen schönen Regenschirm über ihn auf. „Sieh nur diese Chinesen an!“ Der ganze Schirm glich einer großen chinesischen Schale mit blauen Bäumen und spitzen Brücken und kleinen Chinesen darauf, die dastanden und mit dem Kopfe nickten. „Wir müssen bis morgen die ganze Welt schön aufgeputzt haben,“ sagte der Schlafgott, „es ist dann ja ein heiliger Tag, es ist Sonntag. Ich will auf den Kirchturm steigen, um nachzusehen, ob die kleinen Kirchengeister die Glocken putzen, damit ihr Geläute schön klingt. Auch will ich auf das Feld hinaus und untersuchen, ob die Winde den Staub von den Gräsern und Blättern blasen, und was die allerschwierigste Arbeit ist, ich will alle Sterne herunterholen, um sie aufzupolieren. Ich nehme sie in meine Schürze, aber erst müssen sie numeriert werden und ebenso die Löcher, in denen sie da oben sitzen, damit sie ihren rechten Platz wieder erhalten können, sonst würden sie nicht festsitzen und wir bekämen zu viel Sternschnuppen, indem einer nach dem anderen herabpurzelte!“

„Hören Sie, wissen Sie was, Herr Schlafgott!“ begann ein altes Bildnis, das an der Wand hing, an welcher Hjalmar schlief, „ich bin Hjalmars Urgroßvater. Ich danke Ihnen zwar, daß Sie dem Knaben Geschichten erzählen, aber Sie dürfen doch seine Begriffe nicht verwirren. Die Sterne können nicht heruntergeholt und geputzt werden! Die Sterne sind Weltkörper, geradeso wie unsere Erde, und das ist eben das Gute an ihnen.“



„Beſten Dank, du alter Urgroßvater!“ ſagte der Schlafgott, „beſten Dank! Du biſt ja das Haupt der Familie, du biſt das Urhaupt! Aber ich bin älter als du. Ich bin ein alter Heide. Die Römer und Griechen nannten mich den Traumgott. Ich bin in die vornehmſten Häuſer gekommen und komme noch hinein. Ich verſtehe mit Niedrigen wie mit Großen umzugehen! Nun kannſt du ſtatt meiner erzählen!“ Nach dieſen Worten verließ der Schlafgott das Zimmer und nahm ſeinen Schirm mit.

„Nun darf man wohl ſeine Meinung nicht mehr ſagen!“ ſagte das alte Porträt.

Und da erwachte Hjalmar.





Sonntag

„Guten Abend!“ sagte der Schlafgott und Hjalmar nickte, sprang aber dann schnell hin und wandte des Urgroßvaters Bildnis gegen die Wand um, damit er nicht wie gestern mitplaudern könnte.

„Nun mußt du mir Geschichten erzählen: von den fünf grünen Erbsen, die in einer Schote wohnten, vom Hahnenfuß, der Hennenfuß den Hof machte, und von der Stopfnadel, deren Spitze so fein war, daß sie sich einbildete, eine Nähnadel zu sein!“

„Man kann auch des Guten zu viel bekommen!“ sagte der Schlafgott. „Ich zeige dir am liebsten etwas, wie du weißt! Ich will dir meinen Bruder zeigen, der auch Schlafgott heißt, aber er kommt zu niemand öfter als einmal. Tritt er zu jemand heran, so nimmt er ihn mit auf sein Pferd und erzählt ihm Geschichten. Er weiß nur zwei, die eine ist so unvergleichlich schön, wie sich niemand in der Welt vorstellen kann; und die andere ist über alle Beschreibung häßlich und abscheulich!“ Darauf hob der Schlafgott den kleinen Hjalmar zum Fenster empor und sagte: „Dort wirst du meinen Bruder sehen, den anderen Schlafgott, welchen sie auch den Tod nennen. Siehst du, er sieht gar nicht so schlimm wie in den Bilderbüchern aus, wo man ihn immer als Knochengerippe malt! Nein, sein Rock ist mit Silberstickerei verziert, er trägt eine stattliche Husarenuniform; ein Mantel von schwarzem Sammet flattert bis über das Pferd hinaus! Sieh, wie er im Galopp dahinjagt!“

Und Hjalmar sah, wie der Schlafgott vorwärts eilte und junge wie alte Leute auf sein Pferd nahm; einige setzte er vorn, andere hinten auf,

aber immer fragte er erst: „Wie steht es mit dem Zensurbuche?“ — „Gut!“ sagten sie sämtlich. „Ja, laß mich nur selbst sehen!“ erwiderte er und dann mußten sie ihm das Buch zeigen. Alle nun, die „Sehr gut“ und „Ausgezeichnet“ hatten, kamen vorn auf das Pferd und ihnen erzählte er die herrliche Geschichte; doch diejenigen, welche „Ziemlich gut“ und „Mittelmäßig“ hatten, mußten hinten auf und die häßliche Geschichte mitanhören. Sie schauderten und weinten, sie wollten vom Pferde springen, vermochten es aber nicht, denn sie waren sofort fest an demselben angewachsen.

„Aber der Tod ist ja der herrlichste Schlafgott!“ sagte Hjalmar, „vor ihm fürchte ich mich gar nicht!“

„Das sollst du auch nicht!“ sagte der Schlafgott, „sieh nur zu, daß du ein gutes Sittenzeugnis erhältst!“

„Ja, das ist lehrreich!“ murmelte des Urgroßvaters Porträt. „Es hilft doch, wenn man seine Meinung sagt!“ und dann freute er sich.

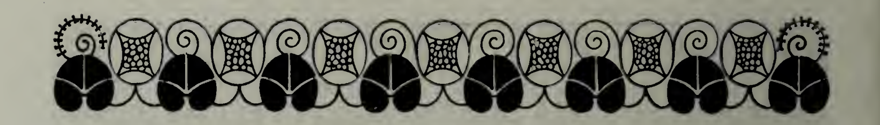
Sieh, das ist die Geschichte vom Schlafgott! Nun mag er dir selbst heute Abend mehr erzählen.





Die Glockentiefe

Ting—tang, ting—tang! klingt es aus der Glockentiefe im Bache Odense. — Was ist das für ein Bach? — Ihn kennt jedes Kind in der Stadt Odense; er läuft unterhalb der Gärten, von der Schleuse bis zur Wassermühle unter den hölzernen Brücken hin. Im Bache wachsen gelbe Wasserlilien, braungefiedertes Schilf und schwarze sammetartige Rohrkolben, hoch und groß. Alte Weidenbäume mit vielen Rissen und Spalten, schief und krumm gewachsen, hängen auf der Seite des sogenannten Mönchmoores und an dem Bleichplatze weit in das Wasser hinaus; aber gerade gegenüber liegt Garten an Garten, jeder anders eingerichtet und gehalten wie die übrigen, bald mit schönen Blumen und Lauben, sauber und zierlich, wie ein Schmuckkästchen; bald bringen sie nur Kohl hervor oder entziehen sich ganz dem Auge des Beschauers, denn große Fliedersträuche breiten sich aus und hängen weit über das fließende Wasser hinaus, das hier und da so tief ist, daß man den Grund mit dem längsten Ruder nicht erreichen kann.

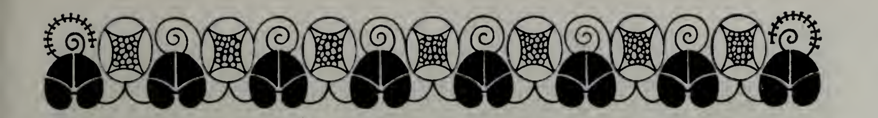


Vor dem alten Fräuleinstifte ist die tiefste Stelle, die Glockentiefe genannt, und dort wohnt der Nix. Am Tage, wenn die Sonne durch das Wasser scheint, schläft er, aber in sternklaren Nächten und bei Mondschein taucht er empor. Er ist sehr alt; Großmutter hat, wie sie gesagt, von ihrer Großmutter von ihm gehört; er lebt sehr einsam und hat niemand, mit dem er sich unterreden kann, als die große alte Kirchenglocke. Ehemals hing sie in dem Kirchturme, doch jetzt ist keine Spur mehr weder von dem Turme noch von der Kirche vorhanden, die Sankt Albani hieß.

„Ting—tang, ting—tang!" klang die Glocke, als der Turm noch stand, und eines Abends, als die Sonne unterging und die Glocke sich im stärksten Schwunge befand, riß sie sich los und flog durch die Luft; das blanke Erz glänzte glühend in den roten Strahlen.

„Ting—tang, ting—tang! Jetzt geh' ich zu Bett!" sang die Glocke und flog in den Bach Odense, und zwar gerade in die tiefste Stelle, welche deshalb noch heute die Glockentiefe genannt wird. Sie erhielt aber weder Schlaf noch Ruhe. Bei dem Nix läutet und klingt es, daß es bisweilen selbst durch das Wasser hindurch vernehmbar ist, und viele Leute behaupten, daß es den bevorstehenden Tod eines Stadtbewohners bedeute. Aber nicht deshalb klingt die Glocke, nein, sie unterhält sich mit dem Nix, der nun nicht länger allein ist.

Und was erzählt die Glocke? Sie ist so alt, so alt; sie war, wie gesagt, schon da, lange ehe Großmutters Großmutter geboren wurde, und doch ist sie im Alter nur ein Kind gegen den Nix, der eine alte, eine stille, eine wunderliche Person ist, mit Beinkleidern aus Aalhaut und einem Wamse aus Fischschuppen mit Wasserlilien verziert, mit Schilf um das Haar und Entengrün im Barte, und das nimmt sich gerade nicht sehr schön aus.



Jahr und Tag würde dazu gehören, um alles wiederzugeben, was die Glocke erzählt. Sie erzählt unaufhörlich, häufig und oft dasselbe, bald kurz, bald lang, wie die Laune es ihr eingibt, sie erzählt von alten Zeiten, von den harten, den finsteren Zeiten.

„Hinauf zum Turm der Kirche St. Albani, in dem die Glocke hing, kam ein Mönch, er war jung und schön, aber gedankenvoll wie kein anderer. Er sah aus der Luke über den Bach hinaus, dessen Bett damals breit war, über den See fort, der an der Stelle des heutigen Moores lag, sah über die Wiese nach dem ‚Nonnenhügel‘ gegenüber, wo das Nonnenkloster lag, aus dessen Zellen Licht schimmerte. Er hatte sie gut gekannt — und er dachte daran und sein Herz klopfte stark bei der Erinnerung — ting—tang—, ting—tang! —“

Ja, solches erzählte die Glocke.

„In den Turm stieg einst des Bischofs blödsinniger Knecht, und wenn ich, die Glocke, die ich aus Erz gegossen bin, hart und schwer, hin und her schwang, hätte ich ihm die Stirne zerschmettern können. Er setzte sich unmittelbar unter mich und spielte mit zwei Stückchen Holz, als ob sie ein Saitenspiel wären, und sang dazu: ‚Jetzt darf ich laut singen, was ich sonst nicht zu flüstern wage, singen von allem, was dort hinter Schloß und Riegel verborgen gehalten wird. Da ist es kalt und naß! Die Ratten fressen sie lebendig auf! Niemand weiß davon, niemand hört davon! Auch jetzt nicht, denn die Glocke läutet so laut: ting—tang, ting—tang.‘“

„Es war einmal ein König, Knut nannten sie ihn, er neigte sich vor dem alten Bischof; als er aber zu schwere Steuern auferlegte und nur harte Worte gab, ergriff das Volk Waffen und Stangen und jagte ihn fort, als wäre er ein wildes Tier. Er flüchtete sich in die Kirche und ver-

schloß Portal und Tür; die aufgeregte Volksmasse lagerte sich um dieselbe. Elstern und Krähen und auch die Dohlen wurden durch das Geschrei und Gelärme aufgeschreckt. Sie flogen in den Turm hinein und wieder hinaus, sie sahen auf die Menge hinab und guckten zu den Kirchenfenstern hinein und schrien laut, was sie erblickten. König Knut lag vor dem Altar und betete, seine Brüder Erik und Benedikt standen mit gezogenen Schwertern Wache, aber des Königs Diener, der falsche Blake, verriet seinen Herrn. Man wußte draußen, wo man ihn treffen konnte, und jemand warf einen Stein durch die Fensterscheibe und der König lag tot. — Der wilde Haufen und die Schwärme von Vögeln riefen und schrien und ich schrie mit, ich sang und klang ting—tang, ting—tang!"

„Die Kirchenglocke hängt hoch, sieht weit um sich, erhält Besuch von den Vögeln und versteht ihre Sprache, der Wind saust zu ihr hinein aus Luken und Schallöchern, aus jeder Ritze, und der Wind weiß alles, er hat es aus der Luft und diese umfaßt alles, was lebendig ist, dringt in die Lungen des Menschen hinein, weiß alles, was lautbar wird, jedes Wort und jeden Seufzer! Die Luft weiß es, der Wind erzählt es, die Kirchenglocke versteht seine Sprache und läutet es vor aller Welt aus, ting—tang, ting—tang!"

„Aber es wurde mir zu viel, alles dies zu hören und zu wissen, ich vermochte es nicht alles auszuläuten! Ich wurde so müde, ich wurde so schwer, daß der Balken brach und ich in die flimmernde Luft hinausflog und in die tiefste Stelle des Baches hinein, wo der Nix wohnt, einsam und allein, und bei ihm erzähle ich jahraus, jahrein, was ich gehört habe und was ich weiß: ting—tang, ting—tang!"

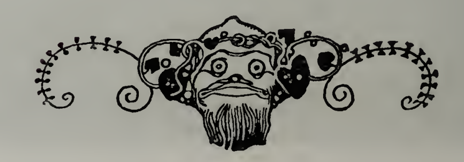
So tönt es aus der Glockentiefe im Bache Odense heraus, das hat Großmutter erzählt.

Aber unser Lehrer sagt: „Es gibt keine Glocke, die dort unten läutet, denn sie kann nicht! — Und dort unten gibt es keinen Nix, denn es gibt keinen Nix!" Wenn alle Kirchenglocken so lustig klingen, dann sagt er, daß es nicht die Glocken sind, sondern, daß es eigentlich die Luft ist,



welche klingt. Die Luft sei es, die den Ton hervorbringe. — Das, sagte Großmutter, hätte auch die Glocke gesagt. — Darin sind sie einig und deshalb ist es gewiß. „Hüte dich, hüte dich, nimm dich in acht!“ sagen alle beide.

Die Luft weiß alles! Sie ist um uns, sie ist in uns, sie redet von unseren Gedanken und Taten und sie redet es länger als die Glocke unten in der Tiefe des Baches Odense, sie redet es in die große Himmelstiefe hinauf, so weit, so weit, immer und ewig, bis des Himmelreiches Glocken klingen: ting—tang, ting—tang.



Unter der Weide.

Die Gegend von Kjöge ist sehr nackt und kahl; die Stadt liegt freilich am Meeresufer und das ist immer etwas Schönes, aber es könnte doch schöner sein, als es ist: rund umher flaches Land und eine beträchtliche Strecke bis zum Walde; wenn man aber an einer Stätte wahrhaft heimisch ist, so findet man doch etwas Schönes daselbst, etwas, wonach man sich später im schönsten Erdenwinkel sehnen kann. Und wir müssen auch zugeben, daß in einem entlegenen Teile von Kjöge, wo sich ein paar kleine, dürftige Gärten bis an den Bach erstrecken, der nicht weit davon in das Meer läuft, es zur Sommerzeit gar lieblich sein konnte. Das fanden besonders zwei kleine Nachbarkinder, Knut und Hannchen, welche hier zu spielen pflegten und unter den Stachelbeersträuchern hindurch zueinander krochen. In dem einen Garten stand ein Holunderbusch, in dem anderen eine alte Weide und unter dieser spielten die Kinder vorzüglich gern





und dazu erhielten sie Erlaubnis, obschon der Baum dicht neben dem Bache stand, in dessen Wasser sie leicht hätten fallen können; aber der liebe Gott wendet seine Augen von den Kleinen nicht ab, sonst sähe es schlimm aus. Sie waren auch sehr vorsichtig, ja, der Knabe war in bezug auf das Wasser ein solcher Hasenfuß, daß es nicht möglich war, ihn in der Sommerzeit zu einem Bade am Strande zu vermögen, wo doch die anderen Kinder so gern in das seichte Wasser hineingingen und mit den Beinchen plätscherten. Er mußte darüber viel Spottreden hören und sich gefallen lassen. Da träumte einst Nachbars kleinem Hannchen, sie hätte auf der Bucht von Kjöge in einem Boote gesegelt und Knut wäre gerade auf sie zugegangen; das Wasser wäre ihm erst bis an den Hals gegangen und dann über dem Kopfe zusammengeschlagen. Von dem Augenblicke an, wo Knut diesen Traum gehört hatte, duldete er nicht länger, daß man ihn einen Hasenfuß vor dem Wasser nannte, sondern wies nur auf Hannchens Traum hin; der war sein Stolz, aber in das Wasser ging er doch nicht.

Die armen Eltern kamen häufig zusammen und Knut und Hannchen spielten in den Gärten und auf den Landstraßen, längs denen sich auf beiden Seiten Gräben hinzogen, die von einer ganzen Reihe Weiden eingefaßt waren. Schön waren diese Bäume nicht, die Kronen waren abgehauen, dafür standen sie indes auch nicht zum Staate da, sondern um Nutzen zu bringen. Schöner war die alte Weide im Garten und unter dieser saßen sie manch schönes Mal.

In Kjöge wurde eine besuchte Messe abgehalten und zur Marktzeit standen da ganze Zeltgassen mit seidnen Bändern, Stiefeln und allem Möglichen. Bei dieser Gelegenheit herrschte ein lebhaftes Gedränge und gewöhnlich war Regenwetter und dann machte sich der Dunst aus den groben Bauernröcken bemerkbar, aber auch die Honigkuchen strömten einen süßen Geruch aus. Eine ganze Bude voll derselben war da und das Prächtigste bei der Sache war, daß der Mann, welcher sie feil hielt, während der Marktzeit stets bei den Eltern des kleinen Knut wohnte und dabei fiel dann natürlich regelmäßig ein kleiner Honigkuchen ab, von dem auch Hannchen stets

ihren Anteil erhielt. Fast noch mehr kam in Betracht, daß der Honigkuchenverkäufer Geschichten zu erzählen wußte, und zwar beinahe von jedem Dinge, selbst von seinen Honigkuchen; ja, von diesen erzählte er eines Abends eine Geschichte, die einen so tiefen Eindruck auf die beiden Kinder machte, daß sie dieselbe nie mehr vergaßen, und deshalb ist es wohl das beste, wenn wir sie auch hören, besonders da sie kurz ist.

„Da lagen", erzählte er, „auf dem Tische zwei Honigkuchen, der eine hatte die Gestalt eines Mannes mit einem Hute auf dem Kopfe, der andere die einer Jungfrau ohne Hut, aber mit etwas Goldschaum auf dem Kopfe geschmückt. Sie trugen das Gesicht auf der Seite, die nach oben lag, und auf der sollte man sie ansehen und nicht auf der Rückseite, wo man nie einen Menschen ansehen muß. Der Mann hatte eine bittere Mandel, die sein Herz vorstellte, an der linken Seite, die Jungfrau dagegen war reiner Honigkuchen. Sie lagen als Proben auf dem Tische, sie lagen lange und liebten einander; aber der eine sagte es dem anderen nicht, und das muß man, wenn etwas daraus werden soll."

„Er ist ein Mann, er muß das erste Wort sagen," dachte sie, wäre aber schon zufrieden gewesen zu erfahren, daß er sie gern zur Frau genommen hätte.

Er war in seinen Gedanken begehrlicher, und das sind die Mannsleute immer; ihm träumte, er wäre ein lebendiger Straßenjunge und besäße vier Dreier, und da kaufte er die Jungfrau und äße sie.

Tage und Wochen lagen sie auf dem Tische und wurden trocken; und die Gedanken der Jungfrau wurden feiner und weiblicher. „Es genügt mir, neben ihm auf dem Tische gelegen zu haben!" dachte sie und brach mitten durch.

„Hätte sie meine Liebe gewußt, dann hätte sie wohl noch etwas länger gehalten!" dachte er.

„Und das ist die Geschichte und hier sind die beiden!" sagte der Kuchenhändler. „Sie sind merkwürdig durch ihren Lebenslauf und ihre stille Liebe, die sie nicht sagten. Seht, da habt ihr sie!" und damit gab er Hannchen



den Mann, der noch ganz war, und Knut erhielt die gebrochene Jungfrau; sie waren aber von der Geschichte so ergriffen, daß sie nicht das Herz hatten, die Leutchen zu verspeisen.

Aber am nächsten Tage gingen sie mit ihnen auf den Kirchhof, auf dem die Kirchenmauern mit dem herrlichsten Efeu überwachsen waren, der Winter und Sommer wie ein reicher Teppich die Mauern bekleidete. Zwischen den Efeuranken stellten sie die Honigkuchen im Sonnenscheine auf und erzählten einer Schar andrer Kinder die Geschichte von dem stummen Paare, das sein Lebtag kein Ehepaar geworden, und die Geschichte war allerliebst, das fanden sie alle. Als sie sich nun wieder nach dem Honigpaare umschauten, ja, da hatte ein großer Junge — und nur aus Bosheit hatte er es getan — die gebrochene Jungfrau aufgegessen. Die Kinder weinten darüber und dann aßen sie — freilich nur, damit das arme Mannsbild nicht einsam in der Welt sein sollte — dasselbe auch mit auf, aber nie vergaßen sie die Geschichte.

Immer waren die Kinder beisammen beim Holunderstrauche und unter dem Weidenbaume und das kleine Mädchen sang mit silberglockenheller Stimme die reizendsten Lieder. Knut war leider für die Tonkunst nicht geschaffen, aber er verstand wenigstens die Worte und das ist doch schon immer etwas. — Die Leute in Kjöge, selbst die Eisenkrämerin, standen still und hörten Hannchen zu. „Das ist eine süße Stimme, die die liebe Kleine hat!" sagte sie.

Es waren herrliche Tage, aber sie währten nicht immer. Die Nachbarn trennten sich; die Mutter des kleinen Mädchens war gestorben, der Vater wollte sich in Kopenhagen wieder verheiraten und konnte dort ein Amt erhalten; man hatte ihm die Stelle eines Boten übertragen, was ein sehr einträgliches Geschäft sein sollte. Die Nachbarn schieden unter Tränen und namentlich die Kinder weinten bitterlich. Aber die Alten versprachen, wenigstens einmal jährlich einander zu schreiben. Knut kam zu einem Schuhmacher in die Lehre, die Eltern konnten ihn nicht länger so müßig umhergehen lassen. Und darauf wurde er eingesegnet.

O wie gern wäre er an diesem Festtage nach Kopenhagen gekommen, um das liebe Hannchen zu sehen, aber er kam nicht hin und war auch nie dagewesen, obgleich es nur fünf Meilen von Kjöge entfernt liegt. Die Türme hatte Knut jedoch schon bei klarem Wetter über die Bucht hervorragen sehen und am Konfirmationstage sah er deutlich das goldene Kreuz auf der Frauenkirche schimmern.

Ach, wie dachte er an Hannchen! Ob sie sich seiner wohl noch erinnerte? Ja freilich! — Zu Weihnachten kam ein Brief von ihrem Vater an Knuts Eltern; es ging ihm in Kopenhagen ausnehmend gut und Hannchen sollte bei ihrer schönen Stimme ein großes Glück zuteil werden. Sie war beim Theater angenommen, bei dem, worin gesungen wird; und etwas Geld bekam sie bereits dafür und von diesem sandte sie den lieben Nachbarsleuten in Kjöge einen ganzen Taler, um sich davon einen vergnügten Weihnachtsabend zu bereiten. Sie sollten auf ihr Wohl trinken, das hatte sie selbst mit eigner Hand in einer Nachschrift zugefügt, in welcher noch stand: „Freundlicher Gruß an Knut!"

Sie weinten alle, und doch war das Ganze ja so erfreulich, aber sie weinten auch aus Freude. Jeden Tag hatten Knuts Gedanken bei Hannchen geweilt und nun sah er, daß auch sie seiner gedachte. Je näher die Zeit heranrückte, wo er Geselle werden sollte, desto klarer stand es ihm vor der Seele, daß er Hannchen innig liebte und sie seine liebe Frau werden müßte. Dann spielte ein Lächeln um seinen Mund und hurtiger zog er den Pechdraht, während das Bein den Spannriemen straffer zog. Er stach sich den Pfriemen mitten durch einen Finger, aber das tat nichts. Er wollte gewiß nicht stumm sein wie die beiden Honigkuchen, diese Geschichte diente ihm zur beherzigenswerten Lehre.

Und so wurde er denn Geselle und der Ranzen geschnürt. Endlich sollte er zum ersten Male in seinem Leben nach Kopenhagen und er hatte daselbst schon einen Meister. Wie überrascht und froh würde Hannchen sein! Sie war jetzt siebzehn Jahre und er zählte neunzehn.

Schon in Kjöge wollte er einen goldnen Ring für sie kaufen, bedachte sich dann aber doch, da man ihn in Kopenhagen gewiß weit schöner bekäme.



Darauf nahm er von den Alten Abschied und machte sich im Herbst bei einem tüchtigen Regenwetter zu Fuß auf den Weg. Die Blätter fielen von den Bäumen; bis auf die Haut naß setzte er zum ersten Male seinen Fuß in Kopenhagen und stellte sich seinem neuen Meister vor.

Den nächsten Sonntag wollte Knut bei Hannchens Vater seinen Besuch abstatten. Er zog die neuen Gesellenkleider an und setzte den neuen noch in Kjöge gekauften Hut auf, der ihm so gut stand. Vorher war er immer mit einer Mütze gegangen. — Er fand das Haus, das er suchte, und stieg die vielen Treppen hinauf. Man konnte schwindlig darüber werden, wie die Menschen in diesem unentwirrbaren Knäuel von Straßen übereinander-gepackt waren.

Das Innere der Stube verriet eine gewisse Wohlhabenheit und Hannchens Vater empfing ihn mit größter Freundlichkeit. Obgleich ihm die zweite Frau desselben unbekannt war, reichte sie ihm doch die Hand und schenkte ihm Kaffee ein.

„Es wird Hannchen große Freude machen, dich zu sehen!" sagte der Vater. „Du bist ja ein ganz allerliebster Junge geworden! — Nun sollst du sie auch sehen. Ja, was ist das für ein Mädchen! Sie macht mir viel Freude und wird mir unter Gottes Beistand noch mehr machen! Sie bewohnt ihr eigenes Zimmer und bezahlt uns Miete für dasselbe." Darauf klopfte der Vater selbst sehr höflich und bescheiden an ihre Tür, als wäre er ein Fremder, und auf ihr „Herein!" traten sie ein. Wie reizend sah es darin aus, ein solches Zimmer war sicher in ganz Kjöge nicht zu finden, die Königin konnte es nicht zierlicher haben. Teppiche bedeckten den Fußboden, Fenstervorhänge reichten bis zu den Dielen hinab, ein wirklicher Samtstuhl stand da, überall fiel der Blick auf Blumen und Gemälde und ein Spiegel war im Zimmer angebracht, groß wie eine Tür, daß man sich ordentlich in acht nehmen mußte, nicht in denselben hineinzutreten. Knut überschaute das alles mit einem Blick und sah doch nur Hannchen, die als erwachsenes Mädchen vor ihm stand; sie war ganz anders, als Knut sie sich vorgestellt hatte, aber weit schöner; in nichts ähnelte sie ihren Alters-

genossinnen in Kjöge; und wie fein und vornehm war sie! Aber wie befremdend blickte sie Knut an! Doch nur einen Augenblick, dann flog sie ihm entgegen, als ob sie ihn küssen wollte. Sie tat es nicht, aber es hätte nicht viel gefehlt. Man merkte ihr die aufrichtige Freude an, den Freund ihrer Kindheit wiederzusehen; die hellen Freudentränen standen ihr in den Augen. Unendlich viel hatte sie zu fragen und zu erzählen, von Knuts Eltern bis zum Fliederstrauche und Weidenbaume herab, die sie stets Fliedermütterchen und Weidenväterchen nannte, als ob sie gleichfalls Menschen wären, und dafür konnten sie ja auch ebensogut gelten, wie einst die Honigkuchen. Auch von diesen plauderte sie, von der stillen Liebe derselben, wie sie auf dem Tische lagen und zerbrachen, und lachten dabei herzlich zusammen. Aber das Blut brannte Knut in den Wangen und das Herz klopfte ihm stärker denn sonst! — Nein, sie war wahrlich nicht hochmütig geworden! — Sie war auch, wie er wohl merkte, die Veranlassung, daß ihn ihre Eltern baten, den Abend über da zu bleiben. Sie schenkte den Tee ein, bot ihm selbst eine Tasse an, nahm darauf ein Buch und las laut vor. Es kam Knut vor, als ob das, was sie vorlas, gerade von seiner Liebe handelte, so völlig stimmte es mit seinen eigenen Gedanken überein. Darauf sang sie ein einfaches Lied, aber aus ihrem Munde wurde es zu einer ganzen Geschichte, es war, als ob darin ihr eigenes Herz überströmte. Ja, sie hatte Knut gewiß lieb. Die Tränen rollten ihm unwillkürlich über die Wangen hinab. Er konnte nicht ein einziges Wort hervorstammeln, er kam sich selbst sehr dumm vor, und doch drückte sie ihm die Hand und sagte: „Du hast ein gutes Herz, Knut! Bleib immer, wie du bist!"

Es war ein unvergleichlich schöner Abend; nach einem solchen war es unmöglich zu schlafen, und Knut schlief auch nicht. Beim Abschied hatte Hannchens Vater gesagt: „Nun wirst du uns wohl nicht ganz vergessen; zeig uns, daß du nicht den ganzen Monat vergehen läßt, ehe du dich wieder einmal nach uns umsiehst!" Deshalb konnte er ja den Sonntag dreist wiederkommen und das nahm er sich vor. Aber jeden Abend nach Schluß der Arbeit, und sie arbeiteten bei Licht, ging Knut aus; er ging durch die

Straße, in der Hannchen wohnte, und sah nach ihrem Fenster hinauf, wo fast immer Licht brannte. Eines Abends sah er sogar ganz deutlich den Schatten ihres lieben Gesichtes auf dem Fenstervorhange; das war ein schöner Abend! Die Meisterin liebte es nicht, daß er stets des Abends umherstrich, wie sie es nannte, und schüttelte den Kopf dazu, aber der Meister lachte. „Es ist ein junger Mensch!" sagte er.

„Am Sonntag sehen wir uns und ich sage es ihr dann, wie sie allein alle meine Gedanken erfüllt und daß sie mein liebes Frauchen werden muß; bin ich auch nur ein armer Schuhmachergeselle, so kann ich doch Meister werden, ich werde arbeiten und vorwärts streben —! Ja, ich sage es ihr, aus den stummen Plänen kommt nichts heraus, das habe ich von den Honigkuchen gelernt".

Und der Sonntag kam und Knut kam, aber wie unglücklich traf es sich! Alle waren eingeladen und mußten es ihm sagen. Hannchen drückte ihm die Hand und fragte: „Bist du schon einmal in der Oper gewesen? das mußt du einmal! Am Mittwoch singe ich, und hast du dann Zeit, so werde ich dir ein Billett senden. Mein Vater weiß, wo dein Meister wohnt."

Wie liebenswürdig das von ihr war! Mittwoch Mittag kam auch richtig ein versiegeltes Papier ohne eine Zeile, aber das Billett lag darin, und am Abend ging Knut zum ersten Male in seinem ganzen Leben ins Theater, und was sah er? Er sah Hannchen, wunderbar schön, wahrhaft liebreizend. Sie wurde zwar mit einer fremden Person verheiratet, aber das war ja nur Komödie, etwas, das sie vorstellten, das wußte Knut, sonst hätte sie es sicher nicht über das Herz gebracht, ihm ein Billett zu schicken, damit er zusähe. Alle Leute klatschten und riefen laut Beifall und Knut rief Hurra.

Selbst der König lächelte Hannchen zu, als ob auch er sich über sie freute. Himmel, wie unendlich klein sich Knut fühlte, aber er liebte sie so innig und auch sie hatte ihn so lieb, und die Mannsleute müssen ja das erste Wort sagen, wie das Honigkuchenmädchen gemeint hatte; in der Geschichte lag wirklich viel.

Am nächsten Sonntag ging Knut wieder hin. Seine Gedanken waren so feierlich wie bei der heiligsten Handlung. Hannchen war allein und nahm seinen Besuch an; es konnte sich gar nicht glücklicher treffen.

„Gut, daß du kommst!“ sagte sie, beinahe hätte ich schon Vater zu dir geschickt, aber es ahnte mir, daß du heut abend wohl kommen würdest; ich muß dir nämlich mitteilen, daß ich am Freitag nach Frankreich abreise, das muß ich, damit etwas Tüchtiges aus mir wird.“

Es war Knut plötzlich, als drehte sich die Stube mit ihm im Kreise, als wollte sein Herz brechen, aber keine Träne trat in seine Augen, so sichtlich es auch war, wie tief er durch diese Nachricht betrübt wurde. Hannchen sah es und auch sie wäre fast in Tränen ausgebrochen. „Du ehrliche, treue Seele!“ sagte sie — und diese freundliche Anrede löste Knuts Zunge und er bekannte ihr, wie innig er sie liebte und daß sie sein liebes Frauchen werden müßte. Während er es sagte, sah er, daß Hannchen leichenblaß wurde; sie ließ seine Hand los und sagte ernst und betrübt: „Mache nicht dich selbst und mich unglücklich, Knut! Ich bleibe dir immer eine gute Schwester, auf welche du dich verlassen kannst, — aber auch nicht mehr!“ und sie strich mit ihrer weichen Hand über seine heiße Stirn. „Gott gibt uns Kraft zu vielem, wenn man nur selbst will!“

In diesem Augenblicke trat ihre Stiefmutter herein.

„Knut ist ganz verzweifelt über meine baldige Abreise!“ sagte sie; „sei doch ein Mann!“ und damit klopfte sie ihm auf die Schulter; sie tat, als hätten sie nur von der Reise und von nichts anderem gesprochen. „Kind!“ sagte sie. „Und nun mußt du wieder gut und vernünftig sein, wie damals, als wir beide als Kinder unter dem Weidenbaum spielten!“

Knut war es, als hätte sich ein Stück von der Welt losgelöst, seine Gedanken waren wie ein loser Faden, willenlos dem Winde preisgegeben. Er blieb, er wußte nicht, ob sie ihn darum gebeten hatten, aber freundlich und gut waren sie. Hannchen schenkte ihm Tee ein und sang, aber es war nicht der alte Klang und doch so unvergleichlich schön; das Herz hätte ihm dabei brechen mögen; dann schieden sie. Knut reichte ihr nicht die Hand;



aber sie nahm die seinige und sagte: „Du gibst doch deiner Schwester die Hand zum Abschiede, mein alter Spielbruder!“ Sie lächelte unter Tränen, dieselben liefen ihr über die Wangen hinab und sie wiederholte: „Bruder!“ Ja, das konnte groß helfen! — So war der Abschied.

Sie segelte nach Frankreich und Knut durchwanderte Kopenhagens schmutzige Straßen. — Die anderen Gesellen der Werkstätte fragten ihn, weshalb er so ruhelos umherwanderte und worüber er nachsänne; er möchte mit ihnen die Vergnügungsorte besuchen, er wäre ja ein junges Blut.

Sie gingen zusammen nach einem Tanzboden. Viele schöne Mädchen gab es da, aber freilich keine wie Hannchen, und hier, wo er geglaubt hatte, sie vergessen zu können, gerade hier stand sie recht lebendig vor seiner Seele. „Gott gibt Kraft zu vielem, wenn man nur selbst will!“ hatte sie gesagt. Tiefe Andacht bemächtigte sich seines Gemütes, er faltete seine Hände — und die Violinen spielten und die Mädchen tanzten um ihn her. Er erschrak, es war ihm, als wäre dies kein Platz, wohin er Hannchen mitführen könnte, und sie wohnte ja stets in seinem Herzen, — und deshalb ging er hinaus, lief durch die Straßen und ging an dem Hause vorbei, in dem sie gewohnt hatte. Es war finster in demselben, überall war es finster, leer und einsam; die Welt ging ihren Gang und Knut den seinigen.

Es wurde Winter und die Gewässer froren zu, es war, als ob sich alles zum Todesschlafe einrichtete.

Als aber der Frühling kam und das erste Dampfschiff abging, da sehnte er sich fort aus seinem Vaterlande, weit hinaus in die weite Welt, nur nicht in zu großer Nähe von Frankreich.

So schnürte er denn sein Ränzel und wanderte tief in Deutschland hinein, von Stadt zu Stadt, ohne Rast noch Ruh. Erst als er die alte prächtige Stadt Nürnberg erreichte, kam eine gewisse Ruhe über ihn, er war imstande zu bleiben.

Es ist eine merkwürdige alte Stadt, wie aus einem Bilderbuche ausgeschnitten. Die Straßen liegen ganz nach ihrer eigenen Neigung, die Häuser halten nichts davon, in Reihe zu stehen. Erker mit Türmchen, Schnörkel und



Bildsäulen springen bis über den Bürgersteig hervor, und hoch oben von den wunderlich zugespitzten Dächern laufen bis mitten in die Straße Dachrinnen in der Gestalt von Drachen und Hunden.

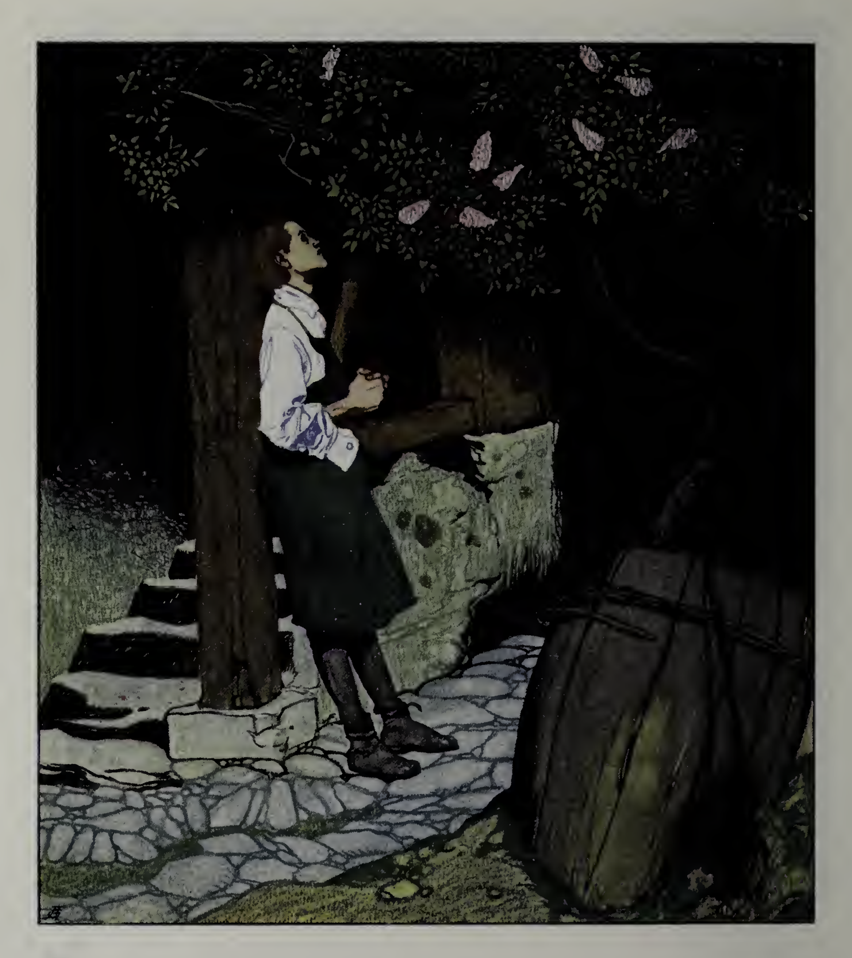
Hier stand Knut auf dem Markte mit dem Ränzel auf seinem Rücken; er stand neben einem der alten Springbrunnen, zwischen dessen stolz in die Höhe steigenden Wasserstrahlen herrliche Figuren aus Erz, biblische und geschichtliche, aufgestellt sind. — Ein lustiges Dienstmädchen holte gerade Wasser; es erquickte Knut mit einem frischen Trunke und, da es eine ganze Hand voller Rosen hatte, gab es ihm auch eine derselben, und das schien ihm eine gute Vorbedeutung.

Aus der Kirche dicht daneben drang Orgelklang zu ihm hinaus; er tönte so feierlich und heimisch, als käme er aus der Kjöger Kirche, und er trat deshalb in den großen Dom hinein. Die Sonne schien durch die gemalten Scheiben zwischen den hohen, schlanken Säulen hindurch in das Innere. Andacht bemächtigte sich seiner Seele, Stille zog in sein Gemüt.

Er suchte und fand einen guten Meister in Nürnberg und bei ihm blieb er und lernte die Sprache.

Die alten Gräben um die Stadt sind in kleine Küchengärten verwandelt, aber die hohen Mauern mit ihren schwerfälligen Türmen stehen noch. Der Seiler dreht seine Stricke in der hölzernen Bahn, die die Mauer entlang läuft, und hier wuchsen ringsumher aus Spalten und Löchern Fliedersträucher, die ihre Zweige über die kleinen, niedrigen Häuser an der inneren Seite der Stadtmauer hinabhängen ließen. In einem derselben wohnte der Meister, bei welchem Knut arbeitete, und über das Dachfenster seiner Schlafkammer breitete ein Fliederstrauch seine Zweige aus.

Hier wohnte er einen Sommer und einen Winter, als aber der Frühling kam, konnte er es nicht länger aushalten; der Flieder stand in voller Blüte und duftete so heimisch, als stände er im Garten zu Kjöge, — und deshalb kündigte Knut seinem Meister und zog zu einem anderen mehr im Innern der Stadt, wo kein Fliederstrauch stand.



Seine Werkstätte lag dicht neben einer der alten steinernen Brücken, unter der sich unmittelbar eine fortwährend brausende, niedrige Wassermühle befand. Hinter derselben strömte ein reißender Fluß, der sich gleichsam zwischen zwei Reihen Häuser hindurchwälzte, an denen überall altertümliche, baufällige Altane hingen. Es sah aus, als ob sie in das Wasser hinabstürzen wollten. Hier wuchs kein Flieder, hier sah man nicht einmal einen Blumentopf mit etwas Grünem, aber gerade gegenüber stand ein großer, alter Weidenbaum, der sich gleichsam an dem daneben stehenden Hause festhielt, um nicht von dem Strome fortgerissen zu werden. Er streckte seine Zweige über den Fluß, genau wie der Weidenbaum am Kjöger Bache.

Er war wahrlich nur vom Fliedermütterchen zum Weidenvater übersiedelt. Der Baum hier hatte, besonders im Mondenscheine, etwas, wobei er sich fühlte:

„— — — — so dänisch im Herzen
Im Mondenschein!"

Aber es war nicht etwa der Mondschein, der es machte, nein, es war der alte Weidenbaum.

Er konnte es nicht aushalten; und weshalb nicht? Frage die Weide, frage den blühenden Fliederstrauch! — und so sagte er seinem Meister und Nürnberg Lebewohl und zog weiter fort.

Zu niemandem redete er von Hannchen; im innersten Herzen verbarg er seinen Gram und eine ganz eigene Wichtigkeit legte er der Geschichte von dem Honigkuchen bei. Nun verstand er, weshalb der Mann dort auf der linken Seite eine bittere Mandel hatte, er hatte selbst einen bitteren Geschmack davon, und Hannchen, die immer so sanft und lächelnd war, sie war nur Honigkuchen. Es war, als drückte ihn der Riemen seines Ränzels, so daß es ihm schwer wurde, Atem zu holen; er lockerte ihn, aber es half nichts. Die Welt war nur halb außer ihm, die andere Hälfte trug er in sich, so war es!

Erst als er die hohen Berge sah, erschien ihm die Welt wieder größer, seine Gedanken wandten sich wieder der Außenwelt zu, in seine Augen

stiegen Tränen. Die Alpen kamen ihm wie die zusammengelegten Flügel der Erde vor. Wie, wenn sie sie erhöbe, wenn sie ihre großen Federn ausbreitete mit den bunten Bildern von schwarzen Wäldern, brausenden Gewässern, Wolken und Schneemassen!

„Am Jüngsten Tage erhebt die Erde ihre großen Schwingen, fliegt zu Gott empor und zerplatzt wie eine Blase in seinen klaren Strahlen! O, daß erst der Jüngste Tag wäre!" seufzte er. —

Still wanderte er durch das Land, das ihm wie ein üppiger Obstgarten erschien; von den hölzernen Altanen nickten ihm klöppelnde Mädchen zu, die Bergesgipfel glühten in der roten Abendsonne, und als er die grünen Seen zwischen den dunklen Bäumen erblickte — da gedachte er des Strandes an der Kjöger Bucht; und Wehmut, aber nicht Schmerz füllte seine Brust.

Da, wo sich der Rhein wie eine einzige lange Welle vorwärts wälzt, stürzt, gepeitscht und in schneeweiße Wolkenmassen verwandelt wird, — der Regenbogen flattert wie ein loses Band über denselben, — da gedachte er der Wassermühle bei Kjöge, wo das Wasser brauste und gepeitscht wurde.

Gern wäre er in der stillen Stadt am Rhein geblieben, aber hier gab es so viel Flieder und so viele Weidenbäume und deshalb zog er weiter über die hohen, mächtigen Berge, durch Felsensprengungen und Wege entlang, die wie Schwalbennester an der Steinwand klebten. Das Wasser brauste in der Tiefe, die Wolken lagerten sich unter ihm; über silberweiße Disteln, Alpenrosen und Schnee schritt er in der warmen Sommersonne dahin — und dann sagte er den Ländern des Nordens Lebewohl und stieg abwärts unter Kastanienbäumen, zwischen Weingärten und Maisfeldern. Die Gebirge bildeten eine Scheidewand zwischen ihm und allen Erinnerungen und so sollte es sein.

Eine große, prächtige Stadt lag vor ihm, man nannte sie Mailand, und hier fand er einen deutschen Meister, der ihm Arbeit gab. Es war ein altes, ehrwürdiges Ehepaar, in dessen Werkstätte er gekommen war. Bald gewannen sie den stillen Gesellen lieb, der zwar wenig redete, aber desto

mehr arbeitete und fromm und christlich war. Es war auch, als wenn ihm Gott die schwere Bürde vom Herzen genommen hätte.

Seine größte Lust war, bisweilen die mächtige Marmorkirche zu ersteigen, die, wie ihm dünkte, aus dem Schnee seiner Heimat geschaffen war und die Gestalten von allerlei Bildern, spitzen Türmen und blumengeschmückten offenen Hallen darbot. Aus jedem Winkel, von jeder Spitze und jedem Bogen her lächelten ihn weiße Bildsäulen an. — Über sich hatte er den blauen Himmel, unter sich die Stadt und die sich weit ausdehnende grüne Ebene der Lombardei und gegen Norden die hohen Gebirge mit dem ewigen Schnee, — und dann gedachte er der Kjöger Kirche mit den Efeuranken um die roten Mauern, aber er sehnte sich nicht zurück. Hier hinter den Bergen wollte er begraben werden.

Ein Jahr hatte er hier gelebt; es waren drei Jahre verstrichen, seit er die Heimat verlassen hatte, da führte ihn einmal sein Meister in die



Stadt, nicht nach dem Zirkus, um die Kunstreiter zu sehen, nein, nach der großen Oper, und das war in der Tat ein Saal, der es verdiente, gesehen zu werden. In sämtlichen sieben Stockwerken übereinander hingen seidene Vorhänge und vom Fußboden an bis zur Decke in schwindelerregender Höhe saßen die feinsten Damen mit Blumensträußen in den Händen, als wollten sie zum Balle gehen. Die Herren waren in vollem Staat und viele funkelten von Gold und Silber. Der Saal war tageshell erleuchtet und plötzlich brauste die Musik, stark und hinreißend schön. Hier herrschte eine ungleich größere Pracht als in der Oper zu Kopenhagen, aber dort war doch Hannchen, und hier — — — Aber wie? War das ein Zauberwerk? Der Vorhang wurde auf die Seite gezogen und auch hier stand Hannchen in Gold und Seide, mit goldener Krone auf dem Haupte. Sie sang, wie nur ein Engel Gottes singen kann; sie trat vor, so weit sie konnte, sie lächelte, wie nur Hannchen es vermochte; sie blickte gerade Knut an.

Der arme Knut ergriff seines Meisters Hand und rief laut: „Hannchen!" Aber durch die rauschende Musik wurde sein Ruf glücklicherweise übertönt. Der Meister nickte ihm zu: „Gewiß heißt sie Hannchen!" und dann nahm er einen gedruckten Zettel und zeigte, daß ihr Name, ihr ganzer Name darauf stand.

Nein, es war kein Traum! Alle Menschen jubelten vor Entzücken und warfen ihr Blumen und Kränze zu, und so oft sie ging, wurde sie hervorgerufen; sie ging und kam und kam wieder.

Draußen auf der Straße scharten sich die Leute um ihren Wagen und zogen ihn und Knut war der allervorderste und allerglückseligste. Als sie das prächtige, hell erleuchtete Haus derselben erreichten, stand Knut unmittelbar neben dem Kutschenschlage. Er wurde geöffnet und sie trat hinaus. Das Licht fiel gerade auf ihr reizendes Gesicht und freundlich lächelte und dankte sie und konnte ihre Rührung kaum wahren. Sie schaute Knut gerade ins Gesicht, aber sie erkannte ihn nicht. Ein Herr mit einem Sterne auf der Brust reichte ihr den Arm, — sie waren, wie man sich erzählte, verlobt.



Da ging Knut nach Hause und schnürte sein Ränzel; er wollte, er mußte heim zu dem Fliederstrauche und der Weide — ach, unter den Weidenbaum!

Sie baten ihn zu bleiben; kein Wort konnte ihn zurückhalten; sie stellten ihm vor, daß der Winter heranrückte, daß in den Bergen schon Schnee gefallen wäre; aber in der Spur des langsam dahinfahrenden Wagens — und dem mußte doch der Weg gebahnt werden — konnte er gehen mit dem Ranzen auf dem Rücken und sich auf seinen Stab stützend.

Und rastlos schritt er den Bergen zu, ging sie unermüdlich hinauf und hinab; erschöpft sah er noch immer kein Dorf oder Haus. Die Sterne begannen über ihm zu leuchten, seine Füße wankten, sein Kopf war von Schwindel ergriffen. Tief unten im Tale leuchteten jetzt auch Sterne auf, es war, als ob sich der Himmel auch bis unter ihn erstreckte. Er fühlte sich krank. Die Sterne im Tale mehrten sich und wurden immer heller, sie bewegten sich hin und her. Es war ein kleines Dorf, aus dem die Lichter zu ihm emporblinkten, und als er das erst begriff, strengte er seine letzten Kräfte an und erreichte eine geringe Herberge in demselben.

Einen ganzen Tag blieb er hier, denn sein Körper erheischte Ruhe und Pflege. Im Tale herrschte Tau- und Regenwetter. Aber als eines Morgens ein Drehorgelspieler erschien und eine Melodie aus Knuts Heimat, aus Dänemark, ertönte, da konnte es derselbe nicht länger aushalten — Tage, viele Tage lang ging er, mit einer Eile, als hätte es gegolten nach Hause zu kommen, ehe alle gestorben wären. Aber zu niemandem redete er von seiner Sehnsucht, niemand konnte vermuten, daß er Herzeleid trug, das tiefste, das man tragen kann. Das entzieht sich der Welt, das gewährt kein Vergnügen, das entzieht sich selbst den Freunden, und er hatte keine Freunde. Als ein Fremdling wanderte er in fremdem Lande heimwärts, nach Norden. In dem einzigen Briefe von zu Hause, den die Eltern vor Jahr und Tag an ihn geschrieben hatten, stand: „Du bist kein echter Däne wie wir anderen zu Hause; wir sind noch von altem Schrot und Korn, dir aber gefallen nur fremde Länder!“ Die Eltern konnten so schreiben, — o, wie wenig kannten sie ihn doch!

Es war Abend, er ging auf der offenen Landstraße, es begann zu frieren; das Land selbst wurde immer flacher und Felder und Wiesen breiteten sich in unabsehbarer Ferne aus. Da stand am Wege ein großer Weidenbaum; alles sah so heimisch, so dänisch aus! Er setzte sich unter die Weide, er fühlte sich so müde, sein Haupt neigte sich, seine Augen schlossen sich zur Ruhe, aber er fühlte und merkte, wie die Weide ihre Zweige auf ihn hinuntersenkte. Der Baum kam ihm wie ein alter, mächtiger Mann vor, es war Weidenvater selbst, der ihn in seine Arme nahm und den müden Sohn heim zum dänischen Lande trug, an den offenen, sandigen Strand, hintrug in seine Vaterstadt Kjöge, seiner Kindheit rosigen Garten. Ja, es war der Weidenbaum von Kjöge selbst, der in die Welt hinausgegangen war, ihn zu suchen und zu finden, und nun war er gefunden und heimgetragen in den kleinen Garten am Bache und hier stand Hannchen in all ihrer Pracht mit goldener Krone auf dem Haupte, wie er sie das letzte Mal gesehen hatte, und rief: „Willkommen!"

Und gerade vor ihnen standen zwei seltsame Gestalten, aber sie sahen weit menschlicher aus als in ihrer Kindheit, auch sie hatten sich verändert. Es waren die beiden Honigkuchen, der Mann und die Frau, sie zeigten sich nach der richtigen Seite und sahen gut aus.

„Schönen Dank!" sagten die beiden zu Knut; „du hast unsere Zungen gelöst, du hast uns gelehrt, daß man seine Gedanken mutig aussprechen muß, sonst kommt nichts dabei heraus! Aber jetzt ist etwas herausgekommen! — Wir sind verlobt!"

Darauf gingen sie durch die Straßen der Stadt und auch auf der Kehrseite sahen sie sehr anständig aus, so daß sich ihnen gar nichts nachsagen ließ. Sie gingen direkt nach der Kirche und Knut und Hannchen folgten ihnen. Auch sie gingen Hand in Hand. Noch wie früher stand die Kirche mit ihren roten Mauern und dem üppig grünenden Efeu da. Das große Portal öffnete sich nach beiden Seiten, die Orgel brauste und paarweise schritten sie auf den Altar zu. „Die gnädige Herrschaft zuerst!" sagten sie, „die verlobten Honigkuchen!" Darauf traten dieselben vor Knut und

Hannchen und beide Paare knieten auf den Altarstufen nieder. Hannchen neigte ihr Haupt über sein Antlitz und eiskalte Tränen entströmten ihren Augen. Das war das Eis, das ihr Herz durch seine starke Liebe schmolz, und sie fielen auf seine brennenden Wangen und — — er erwachte dadurch und saß unter der alten Weide im fremden Lande, an dem winterkalten Abend. Ein erkältender Hagelschauer peitschte ihm ins Gesicht.

„Das war die schönste Stunde meines Lebens!" sagte er, „und sie war nur ein Traum. — Gott, laß mich noch einmal von ihr träumen!" Und er schloß seine Augen, er schlief, er träumte.

Gegen Morgen fiel Schnee, er bedeckte Knuts Füße, aber er schlief. Landleute gingen nach der Kirche; da saß ein Handwerksbursche, er war tot, erfroren unter dem Weidenbaume.



Inhalt:

Druck: Christoph Reißer's Söhne in Wien V





